

Sound of Decease
oder: **Wie klingt der Tod?**

Die Dokumentation zum Film

Sound of Decease ist eine Bachelor-Arbeit an der
Bauhaus-Universität Weimar, 2013.
Autor: Peter Wedig

Inhalt

Vorneweg

Vom Ursprung der Idee	5
Der Tod aus einem neuen Blickwinkel	7
Was allem vorausging	11

Erste Schritte

Die Recherche beginnt	15
Sind sie seriös?	31
Man ist eben doch nicht der Erste	35
Worauf soll das rauslaufen?	39

Kurz davor

Kunst vs. Handwerk	43
Die Art der Umsetzung – personell, finanziell	47
Die Art der Umsetzung – visuell, akustisch	49
Jetzt wird es technisch	51

Mittendrin

Und es dreht sich!	57
Was sich bei der Sichtung so ergibt	71
Von Schnitt zu Schnitt	77
Die erste fremde Meinung	85

Zum Abschluß

Das finale Ergebnis	87
Manchmal gibt es einfach keine Bilder	89

Quellen	111
---------	-----

Anhang: Interview mit George Albrecht	115
---------------------------------------	-----

Anhang: Interview mit Sabine Mehne	133
------------------------------------	-----

1. Vom Ursprung der Idee

Woher ich die Idee zu *Sound of Decease* hatte, hatte ich lange Zeit vergessen. Man sollte meinen, so was brennt sich ein. Das wäre auch besser gewesen. Denn man wird sehr oft danach gefragt.

Die meisten erhoffen sich wohl eine spannende Geschichte hinter der Idee, genährt von eigener Erfahrung. Ein bestimmtes traumatisches Erlebnis. So was wie jahrelange vorausgehende Forschung. Erzählt man dann, dass man den genauen Ursprung gar nicht weiß und sich das Thema peu à peu via Brainstorming entwickelt hat, kommt erst einmal ein ungläubiger Blick zurück. Erwähnt man dann noch, dass kein persönliches Erlebnis dahintersteckt, bleiben erst mal weitere Nachfragen aus.

Schade, eine nette Anekdote dahinter hätte das ein oder andere Mal das Eis schneller gebrochen. Gleichzeitig wäre es ein gewisser Beweis für die Ernsthaftigkeit dahinter.

Nachdem der erste Rohschnitt stand, ist mir nur rein zufällig das Vorbild für *Sound of Decease* eingefallen. Ein Film, den ich ein knappes Jahr zuvor gesehen hatte, an den ich aber schon lange nicht mehr gedacht hatte. Weil mir damals aber die Idee gefiel, landete sie in ein paar kurzen Sätzen in einem Ordner, in dem noch haufenweise andere Einfälle darauf warten, dass sie irgendwann gebraucht werden.

Reiner Zufall beim Aufräumen, als mir auffiel, dass es sehr wohl eine Inspiration gab.

Ein kleines Mädchen rennt jeden Tag nach der Schule auf einen Hügel. Es hat ein kleines Radio bei sich, verbunden mit einem seltsamen Kristall. Sie kann so unbekannte Stimmen hören, Geräusche, Melodien. Sie weiß nicht, woher sie stammen.

Eines Tages kommt es anders. Sie ist nicht allein. Ein Monster wartet auf sie, es gibt nur eine Rettung: ein unbekannter junger Mann, der aus genauso unbekanntem Grund aus dem Nichts auftaucht. Er rettet sie, sie verliebt sich in ihn. Er erfährt von diesem seltsamen Kristall, auch von dem Lied, dass sie hörte. Es war sein Lied.

Bald darauf ist er tot. Das Lied war ein Abschied.

Im weiteren Verlauf begibt sich eine Expedition ins Erdinnere, auf der Suche nach einem Ort, wo die Götter selbst leben, und man die Toten wiederfindet. In epischer Breite erzählt, aber der entscheidende Punkt war für mich der Anfang. Die Idee, es gibt etwas bestimmtes Letztes, dass man selbst oder jemand anderes, vor dem Tod hört.

Der Film heißt *Children Who Chase Lost Voices from Deep Below*, ein japanischer Anime von Makoto Shinkai. Er lief auf der Nippon Connection 2012 in Frankfurt/Main.

Betrachtet man den Film für sich, muss man schon um mehrere Ecken denken, um den Bezug zu *Sound of Decease* zu finden. Die Inspiration stammt aus einem nur sehr kleinen Teil des Filmes, der rund ersten Viertelstunde. Und da auch nur in veränderter Form.

Wenigstens wusste ich nun noch rechtzeitig vor Fertigstellung, wie ich eigentlich auf die Idee gekommen war.

2. Der Tod aus einem neuen Blickwinkel

Es herrscht der Amerikanische Bürgerkrieg. Ein Gefangener steht auf einer Eisenbahnbrücke, er hat eine Schlinge um den Hals. Als Strafe für den Versuch, eine Brücke in Brand zu setzen, soll er nun exekutiert werden. Quälend langsam vergehen die Sekunden. Dann stürzt er in die Tiefe.

Das Seil reißt. Er taucht in den Fluss, schafft es sogar, dem feindlichen Gewehrfeuer auszuweichen. Bis er weit entfernt ans Ufer klettert, tief in den Wald, sich auf den Weg nach Hause macht. Zu seiner Frau. Ein Schlag in den Nacken verhindert, dass er sie in die Arme schließen kann. Er verliert das Bewusstsein.

Sein toter Körper hängt von der Brücke.

Die Geschichte stammt von Ambrose Bierce, sie nennt sich *Ein Vorfall an der Owl-Creek-Brücke*¹. Bierce wurde bekannt für seine Berichte über den Amerikanischen Bürgerkrieg, genauso wie für seine Horrorgeschichten. Hierzulande weniger bekannt, wird er in der Literatur in einem Atemzug mit Edgar Allan Poe genannt. Von ihm stammt die Sammlung *Aus dem Wörterbuch des Teufels*, eine satirische, geradezu böswillige Zusammenstellung von Begriffen und deren Bedeutung. Die auch über hundert Jahre später häufig noch erstaunlich genau zutrifft.

¹ Im Original: *An Occurrence at Owl Creek Bridge*, erschienen in *In the Midst of Life*, 1891

Ein Vorfall an der Owl-Creek-Brücke liefert eine völlig neue Betrachtungsweise um den Tod herum. Das, nennen wir es mal ruhig so, Klischee, dass man kurz vor dem Tod das Leben an einem vorbeiziehen sieht, ist hinlänglich verbreitet. Nicht, weil es einfach jemand erfunden hätte. Sabine Mehne wird auch genau darüber berichten, wie im Anhang im Interview mit ihr nachzulesen ist. Dass sich dagegen der Sterbende eine Flucht einbildet, ausgedehnt auf ein Vielfaches des Zeitraumes, in dem dieser Gedankengang stattfindet, das war eine neue Idee von Bierce. Eine Betrachtungsweise, über die davor niemand nachgedacht hatte. Oder zumindest die niemand niedergeschrieben und veröffentlicht hatte.

Bierce geht von einer ganz neuen Empfindung aus, die stattfinden könnte. Oder auch nicht, wer will das schon sagen. Eine Sicht, bei der sich das Opfer in eine imaginäre Hoffnung flüchtet. Diese Sicht deckt sich mit den „Fünf Phasen des Sterbens“ von Elisabeth Kübler-Ross. Sie definiert diese psychologischen Stadien in ihrem Buch *Interviews mit Sterbenden*. Die erste Phase ist dabei „Denial“, die Verweigerung, das Nichtwahrhabenwollen. Eine solche Haltung ließe sich dahin entwickeln, dass sich die Person in eine Fantasiezukunft flüchtet. Eine Zukunft, in der sie dem Tod noch einmal von der Schippe springt.

Jacob's Ladder folgt der gleichen Idee. In dem Film von 1990 leidet Tim Robbins in New York nach seiner Rückkehr aus dem Vietnamkrieg unter zunehmenden Alpträumen, Wahnvorstellungen plagen ihn. Woher sie kommen, kann niemand erklären. Nur das Ende des Filmes: Robbins liegt verwundet in einem Lazarett in Vietnam. Er stirbt. Und ist in Wirklichkeit nie nach New York zurückgekommen.

The Sixth Sense liefert einen anderen Vorschlag. Ein Mann geht seiner Arbeit nach, alles scheint wie immer, auch wenn er erst vor kurzem bei einem Überfall angeschossen wurde. Als Psychiater lernt er einen kleinen Jungen kennen, der behauptet, tote Menschen sehen zu können. Er erzählt von diesen, von ihrer Verwirrung, ihrer Weigerung zu gehen. Sie würden nur das sehen, was sie sehen wollen. Erst dann werden dem Psychiater immer mehr Ungereimtheiten seines Lebens klar. Er merkt, er ist ebenfalls einer dieser Toten. Er ist damals bei dem Überfall gestorben. Und sieht seither die Welt nur so, wie er es will.

Es gibt unterschiedlichste Gedankenspiele zum Thema Tod. Die Ursprungsidee dank *Children Who Chase Lost Voices from Deep Below*, dass es eine Art Abschiedslied gibt. Die Vorstellung, dass zumindest das Opfer sich einbildet, es wäre nicht passiert. Oder dass der Verstorbene nicht weiß oder nicht akzeptiert, dass er nun in seiner eigenen Welt ist. In einem späteren Kapitel, bei expliziten Erzählungen von Nahtod-Erlebnissen, wird sich zeigen, dass manche Ideen gar nicht so abwegig sind. Besonders dadurch, dass der Übergang fließend sein kann. Die genaue Grenze ist gar nicht erkennbar.

Es ist keine Überraschung, dass der Tod als Mysterium unzählige Autoren fasziniert. Der Interpretationsspielraum ist immens, und eine klare, eindeutig belegbare Aussage gibt es nicht. Eine ideale Grundlage, die Fantasie spielen zu lassen.

Darüber, was es noch für Möglichkeiten gibt. Was in dem Moment des Sterbens noch passieren könnte. In der Hoffnung, einen neuen Ansatz zu finden – denn nur etwas neues, überraschendes würde das Thema wirklich reizvoll machen.

Sich nur mit dem Klang zu beschäftigen, noch dazu in einer
Gegenüberstellung unterschiedlicher Sichtweisen, ist meines
Wissens nach neu.

3. Was allem vorausging

Das Thema Tod lässt sich schon in früheren Filmen von mir finden, auf die unterschiedlichste Weise.

Nur ein paar Kilometer, Vom Krisenherd ins Wohnzimmer, Das Mädchen und der Polizist, Ein unerträgliches Angebot – in allen Filmen hat der Tod eine prominente Position inne. In den ersten beiden Filmen in dokumentarischer Form, in den letzten beiden in narrativer. Und das wären nur die Filme direkt aus dem Studium.

Parallel dazu, irgendwie muss man sich ja die Semesterferien vertreiben: *Bela Kiss: Prologue*, ein Kinofilm über einen Serienmörder, nach einer wahren Begebenheit, bei dem ich als Beleuchter mitgearbeitet habe. Nun, wie da der Tod klingt, ist recht simpel: Viel Geschrei, kombiniert mit dem, wie man sich so vorstellt, wie es klingt, wenn Gliedmaßen abgetrennt werden.

Die Vierte Gewalt, der sogenannte Bergfestfilm der TU Ilmenau im Jahre 2012, in dem Leistungsdruck und Vorurteile gegenüber sozialer Schichten in einen Amoklauf münden; hierbei war ich als Oberbeleuchter involviert.

Darüber streiten lässt sich, ob dieser rote Faden nicht auch in gewisser Weise reiner Zufall ist. Der Tod ist im fiktionalen Kino ziemlicher Standard. Genau deswegen aber ist die Entscheidung, sich rein auf den Klang zu konzentrieren, das interessante daran: Keiner der genannten Filme legt das Augenmerk auf diesen Aspekt. *Sound of Decease* also als Neuinterpretation einer zur Genüge durchgekauten Grundidee.

Nur ein paar Kilometer lieferte dann sogar noch eine Steilvorlage, die damals noch völlig unter den Tisch fiel, war sie für diesen Film schließlich noch irrelevant. Thema war, zwei Touristenführer gegenüber zu stellen, die im Prinzip denselben Job haben, aber mit ein paar Kilometer Distanz. Diese paar Kilometer machen den Unterschied, dass der eine über historische Dichter schwadroniert, der andere über historische Völkermörder. Am Rande wurde auch über die Geschichte des Konzentrationslagers Buchenwald erzählt, eine Geschichte davon blieb mir aber Kopf hängen, auch wenn sie nicht ihren Weg in den Film fand:

Neben den permanenten Lagerinsassen wurden regelmäßig russische Kriegsgefangene nach Buchenwald geschickt, die dort aber nicht inhaftiert, sondern erschossen wurden, heimlich während einer vorgegaukelten medizinischen Untersuchung. Damit aber die wartenden Opfer nichts davon mitbekamen, wurde währenddessen laut Musik gespielt. Für die Kriegsgefangenen war der Zusammenhang unklar, für die anderen Insassen dafür umso mehr. Musik als weithin hörbares Zeichen, dass in diesem Moment Leute sterben.

In *Nur ein paar Kilometer* taucht diese Geschichte nicht auf, sie spielte für diesen Film keine Rolle. Aber sie ist eine willkommene Vorlage für *Sound of Decease*.

Im Semester vor dem Film zum Bachelor arbeitete ich an einer Dokumentation über Kriegsberichterstatte, *Vom Krisenherd ins Wohnzimmer*. Das Thema für *Sound of Decease* hatte ich da bereits im Hinterkopf, so bot sich eine gewisse Vorarbeit an. Beide Fotografen, mit denen ich für den Film gesprochen hatte, fragte ich

auch beiläufig, welche Geräusche sie direkt mit einem Krisengebiet verbinden würden. Man merkte beiden auch eine gewisse Irritation an, die Frage passte nicht in den Rahmen der vorhergehenden. Trotzdem kam jeweils eine Antwort. Bei einem lautete die kurze Antwort: Kalashnikow. Beim anderen war die Antwort, er könne Silvester nicht leiden. Die explodierenden Böller überall, das würde ihn sofort daran erinnern.

Die Fragen waren ohne weitere Hintergedanken, ob und wie sie in *Sound of Decease* auftauchen würden. Wenn man schon mal dabei ist, warum nicht. Die Version von Carsten Stormer fiel leider sehr früh aus dem Konzept raus. Das Interview mit ihm entstand via Skype, da Carsten in Manila ansässig ist. Die Qualität war sowohl bildlich als auch akustisch miserabel. Für die Dokumentation über die beiden als Kriegsberichterstatter konnte man dies noch als Stil verkaufen, geht es doch um Personen, die fernab unter schwierigen Bedingungen arbeiten. Noch dazu waren beide die Hauptakteure, der Stil zog sich durch den gesamten Film. In *Sound of Decease* wäre das anders gewesen, da wäre Carsten Stormer nur am Rand aufgetaucht, und das wiederum wäre ein sehr irritierender Stilbruch gewesen, den man als Zuschauer nicht nachvollziehen könnte.

Bei Benjamin Hiller, dem zweiten Reporter, wäre das anders gewesen, mit ihm konnte ich ein ganz traditionelles Interview führen, das sich in seiner Machart auch nicht von denen der anderen Personen im Film unterschieden hätte. Der Haken: Man muss die Person auch vorstellen, damit man als Zuschauer die Chance hat, die Aussage einordnen zu können. Ob die Person überhaupt authentisch ist, ob sie eine gewisse Autorität mitbringt, die ihre Aussage auch zu einem wertvollen Statement macht. Nur leider: *Vom Krisenherd ins*

Wohnzimmer krankt an fehlendem Bildmaterial. Für einen kurzen Film, der von vorne bis hinten den Stil durchzieht, in erster Linie Fotos zu zeigen, mag das in Ordnung sein. Nicht für *Sound of Decease*.

4. Die Recherche beginnt

Zu Beginn lässt sich die Recherche sicher nicht als besonders gezielt bezeichnen. Wie auch, wenn der Anspruch darin besteht, ein möglichst breites Spektrum zu erreichen. Da steht dann schon die eine oder andere Ausgangsidee voran, aber auf die wirklich interessanten, da außergewöhnlichen Ideen kommt man eben nur selten. Oder um das genaue Motto der Recherche zu beschreiben: Augen auf! Was zu finden ist dann alles andere als schwer. Dafür ist der Tod ja häufig genug das Hauptthema in so ziemlich allem. Beim Tatort sonntagabends, auf der Titelseite einer x-beliebigen Tageszeitung sowieso. Danach ist nur noch ein bisschen Fantasie nötig. Irgendwo versteckt sich fast immer ein prägendes Geräusch dahinter.

Manchmal wird es einem aber auch besonders leicht gemacht: Was muss auch gerade zu Beginn des Recherche-Zeitraums der SPIEGEL eine große Sonderausgabe als Wissensmagazin zum Thema Sterben rausbringen. Wohlgemerkt: Akustik taucht in keinem der Beiträge darin auf. Geht es in dem Artikel dann aber um ein Hospiz speziell für Kinder, um einen betont individuellen Friedhof im Wald, einen Sargschreiner bei der Arbeit, so muss man die Geräusch gar nicht mehr extra erwähnen.

Auch sonst scheint bei näherer Betrachtung das Magazin SPIEGEL einen recht morbiden Themenschwerpunkt zu haben. Neben Artikeln im Hauptmagazin über das schon erwähnte Hospiz läuft dann in dem Zeitraum auch noch eine ganze Filmreihe auf SPIEGEL TV, Motto: Mysterium Tod.

Der Bereich des Lebens nach dem Tod drängte sich schon zu Beginn auf. Damit auch die Verbindung von Wissenschaft und eher übernatürlichem Glauben. Für das eigentliche Danach gibt es kaum wissenschaftliche Ansätze. Wofür es aber einen ganzen wissenschaftlichen Zweig gibt, ist die Nahtod-Erfahrung. Soviel sei vorausgestellt: Die Anhänger betonen ausdrücklich, dass Wissenschaft nicht der passende Begriff ist. Denn beweisen lässt sich hierbei erst mal gar nichts. Es ist mehr eine Sammlung von Berichten von Leuten, die eine solche Nahtod-Erfahrung hatten, kombiniert mit anschließenden Vergleichen und Auswertungen. Eigentlich eine rein empirische Herangehensweise; der Streit, inwieweit Empirismus jetzt aber wissenschaftlich ist oder nicht, darf dann jeder für sich selbst entscheiden (oder sich einem der vielen Leute anschließen, die sich über das Thema die Köpfe einschlagen).

Der prägnante Unterschied zwischen einem Glauben an ein Danach und der dem Wissenschaftszweig der Nahtod-Erfahrung: Ganz dem Namen nach begründet sich letzteres allein auf Berichte von Erlebnissen, die nahe dem Tod waren, aber eben nicht darüber hinaus. Das eigentliche Danach kann und soll dabei gar nicht beantwortet werden. Inklusiv der Diskussion darüber, ob eine Person, die wiederbelebt wird, wirklich in dem Sinne "tot" war.

Raymond A. Moody gilt zusammen mit Elisabeth Kübler-Ross als absolute Instanz auf diesem Gebiet. Beide waren es, die diesen Zweig überhaupt erst begründeten. Mittlerweile steht dahinter eine ganze Organisation namens IANDS, die International Association of Near-Death Studies, mit Ablegern über die ganze Welt verteilt. Unter anderem in Deutschland.

Womit wir beim Thema wären, dass Glück bei einem Dokumentarfilm eben doch eine Rolle spielt.

In seinem Buch *Leben nach dem Tod* behandelt Moody eine Auswahl seiner zahlreichen Fälle von Nahtod-Erfahrungen, von denen er mittlerweile gehört hat. Man sollte vielleicht betonen, der Autor selbst hatte keine solche Erfahrung, es waren immer Dritte, die ihm davon berichteten. Er betont im Zuge seiner Forschungen die großen Übereinstimmungen, auch mit dem Vorbehalt, dass die einzelnen Personen untereinander nichts von den anderen wissen konnten. Da das Thema zu Beginn von Moodys Studien noch absolutes Neuland war, es gab keinerlei Publikationen zu diesem Thema. Moody zieht auch betont Vergleiche aus unterschiedlichen Kulturen heran, genauso wie historische Schriften wie das Tibetische Totenbuch. Mit dem Schluss, dass die Übereinstimmungen über so große, voneinander unabhängige Gebiete hinweg kaum dem Zufall entsprungen sein können.

Warum das Thema Nahtod jetzt ausgerechnet für das Thema Klang so interessant ist?

Moody teilt nach allen Berichten die Erfahrung des Nahtods in mehrere Elemente ein. Einer davon bezieht sich explizit auf ein bestimmtes Geräusch, das die Betroffenen gehört haben. Variationen über die Erscheinung an sich inbegriffen. So wird es teilweise als unerträgliches Dröhnen bezeichnet, aber auch als weit entferntes Läuten, als „aus weiter Ferne kommendes Glockenläuten,

wie japanische Windglöckchen”².

Solche Berichte hinterlassen immer einen etwas faden Beigeschmack. Auch wenn noch so sehr betont wird, dass die einzelnen Erzählungen unabhängig, ohne jedes Vorwissen zu anderen entstanden sind. Eventuell entsteht der Beigeschmack nur deswegen, da die Vorstellung eines Lichtes am Ende des Tunnels in unserer Zeit quer durch alle Medien dermaßen verbreitet und auch parodiert wird, dass man es einfach nur noch als Klischee betrachten kann. Wie bei den meisten Klischees gilt dann, dass man sie einfach nicht mehr ernst nehmen kann. Mit ein Grund, warum ausgerechnet die Erzählung eines kleinen Jungen ein Bestseller wurde³. Einfach in der Hoffnung, so jemand können noch nie von diesem Thema gehört haben und sei so vollkommen unvoreingenommen.

Streiten lässt sich darüber in jedem Fall. Es gibt genug Bilderbücher, in denen auch die Vorstellung des Himmels als Ort über den Wolken illustriert ist. Bilderbücher für solche Kinder, die noch deutlich jünger sind als dieser Junge.

2 Moody, 2001: S. 45

3 Burpo, Todd und Lynn, Vincent (2012), *Den Himmel gibt's echt*, SCM Hänssler: Witten

Der türkische Sozialpsychologe Muzafer Sherif⁴ führte in den dreißiger Jahren Experimente zum informationalen [sic] sozialen Einfluss durch. Dabei wurde Probanden ein Lichtpunkt in einem dunklen Raum gezeigt. Ohne Orientierungsmöglichkeit sollten die Personen hinterher darüber aussagen, ob und wie sich der Punkt bewegt habe. Dabei musste die Probanden dies in unterschiedlicher Form tun: Die Kontrollgruppe in einem Einzelgespräch, die anderen dagegen erst alleine, dann in Wiederholung mit mehreren Personen auf einmal. Wiederum eine weitere Gruppe direkt beim ersten Mal vor versammelter Mannschaft. Es ließ sich beobachten, wie sich in den Gruppen mit der Zeit eine gewisse Norm entwickelte, sich alle Probanden zunehmend auf eine Version einigten, dass der Punkt sich genau in der einen Form und dem einen Ausmaß bewegt habe. Das, obwohl die Aussagen zu Beginn noch sehr unterschiedlich waren. Am Ende waren alle Probanden von ihrer Meinung überzeugt. Genauso davon, dass sie selbstständig, ohne Einfluss, darauf gekommen wären. Dass es nichts mit der Meinung der anderen zu tun hätte.

Das Experiment zeigt: Ist die Meinung erst einmal öffentlich und mit anderen Meinungen abgeglichen, lässt sich die ursprüngliche selbst für den Verfasser nicht mehr herausdestillieren. Moody betont, seine Forschungen (ebenso wie die Kübler-Ross') hätten zu einem Zeitpunkt stattgefunden, da es noch keine öffentliche

4 Diese Schreibart des Namens ist bei uns gebräuchlich. Im Original lautet der Name Muzaffer Şerif Başoğlu. Er lebte von 1906 bis 1988. Von ihm stammt auch das Robber's-Cave-Experiment, hierzulande auch bekannt als das Ferienlagerexperiment.

Verbreitung zu diesem Thema gab. Das gilt sicher, versteht man darunter Personen, die von einer solchen Erfahrung berichten. Dass die Personen aber nie in nur irgendeiner Form in Büchern, Filmen, Erzählungen eine Ausschmückung des Todes mitbekommen haben, das lässt sich nicht nachweisen.

Dass sich die Meinungen einer Gruppe von Menschen über ein Erlebnis angleichen hat nichts mit bösem Willen zu tun, das soll nicht unterstellt werden. Das war auch nicht das Ergebnis Sherifs Experiments. Es ist eine gruppensdynamische Entwicklung, die sich nicht steuern lässt, da sie nur unterbewusst stattfindet. Denn wie gesagt, jeder Proband war der Meinung, er wurde nicht durch die anderen beeinflusst. Selbst bei Erkenntnissen, die von anderen stammten, redeten sich die Personen hinterher ein, diese Erscheinung auch wahrgenommen zu haben. Wenngleich sie im Einzelgespräch nichts davon erwähnt hatten zuvor.

Die Grenzen einer wissenschaftlichen Erkenntnis zum Thema Nahtod, basierend auf Erzählungen, werden so mehr als deutlich. Erneut wird deutlich, dass es keine echte Antwort gibt auf die Fragestellung, die *Sound of Decease* zugrunde liegt.

Kaum verwunderlich, es gibt auch Untersuchungen, die die übernatürlichen Erlebnisse stattdessen auf wissenschaftlichem Weg erklären wollen. Die gängigste Erklärung basiert auf dem Sauerstoffmangel im Gehirn in solchen Momenten, der wiederum Halluzinationen hervorruft⁵. Die Erleichterung wird mit dem

5 SPIEGEL WISSEN, 2 / 2013, S. 122

Ausschütten von Dopamin und Endorphin erklärt. Es gibt sogar Erklärungen für den Blick in einen langen Tunnel: Durch den unterbrochenen Blutfluss wird das Sichtfeld stark eingengt, beginnend am Rand. Bis nur noch Licht in der Mitte des Blickfelds wahrgenommen wird. Wie bei einem Tunnel.

Was man beachten sollte, sind die unterschiedlichen Personengruppen, die zu jeweils der übernatürlichen oder der rational-biochemischen (wenn man es so nennen kann) Erklärung neigen. Keiner, der ein NTE⁶ hatte, hält es für eine Halluzination bedingt durch Botenstoffe. Keiner, der es wiederum genau dafür hält, hatte je ein NTE. Die individuelle Vorbildung spielt dabei keine Rolle, selbst studierte Wissenschaftler oder Ingenieure halten nach einem NTE dieses für übernatürlich. Oder zumindest für mehr als nur eine Unterversorgung an Sauerstoff. Christine Brekenfeld, die selbst ein NTE hatte, sieht die wissenschaftlichen Erklärungsversuche folgendermaßen: „Wenn ich Wissenschaftler, die selbst keine solchen Erfahrungen gemacht haben, darüber sprechen höre, dann kommt mir das oft so vor, als würden Blinde über Farben dozieren.“⁷

Es gibt eine Ausnahme. Eine Person, die zwar ein NTE hatte, aber selbst glaubt, es wären eben doch nur Endorphine gewesen. Der Neurowissenschaftler Gerhard Roth verlor 1971 bei einem schweren Autounfall das Bewusstsein. Er berichtete hinterher wie die meisten von einem Tunnel mit einer Reise ins Licht.⁸ Er könnte

6 NTE ist die übliche Abkürzung für Nahtod-Erlebnis.

7 SPIEGEL WISSEN, 2 / 2013, S. 122

8 SPIEGEL WISSEN, 2 / 2013, S. 123

jetzt die eine Ausnahme sein, die die Regel bestätigt. Würde er nicht an einem bestimmten Punkt sein Erlebnis relativieren.

Die Verletzungen während des Unfalls waren zwar äußerst schmerzhaft, aber zu keinem Zeitpunkt lebensbedrohlich. Es gab keinen Zeitpunkt, an dem er nach heutigen Erkenntnissen tot gewesen wäre. Da stellt sich die Frage, ob Gerhard Roths Erlebnisse überhaupt irgendetwas mit dem Tod zu tun hatten.

Die meisten Leute sind sich sicher, zu wissen, was tot sein ist. Es gibt auch niedergeschriebene wissenschaftliche Festlegungen dafür. Ebenfalls wissenschaftliche Untersuchungen, die vermehrt Zweifel an dieser Sicht nähren. Auch ohne diese ist die Frage aber alles andere als einfach. Im Allgemeinen gilt der Tod als absolutes Ende des Lebens, danach wird es nicht mehr so sein wie vorher, der Körper ist nur noch eine Hülle. Wie nennt man nun jedoch den Zustand, wenn eine Person wiederbelebt wurde? Wenn das Leben wieder zurückkommt, kann der "Tod" nicht dermaßen endgültig gewesen sein, wie er es definitionsgemäß sein sollte. Was die Frage aufwirft, ob Personen wirklich tot sind, die für „nur“ klinisch tot erklärt werden. Folgefrage: Wenn nicht, ab wann ist man es dann?

Diese Grenze lässt sich auch gerne mal verschieben. Ging man erst mal davon aus, dass ein nicht vorhandener Puls auf den Exitus hindeutet, zeigt sich doch auch bei Scheintoten, dass dieser manchmal so minimal ist, dass er nur einfach nicht nachweisbar ist. Später kam dann die Definition des Hirntods hinzu⁹ und wie dieser festzustellen sei. Nochmal später dann plötzlich feinere Geräte,

9 SPIEGEL WISSEN, 4 / 2012, S. 87ff.

die auch diese Grenze wieder aufweichten oder zeigten, dass die Messmethode mangelhaft ist.

Schaut man sich auf Rationalität ausgerichtete Studien näher an, so kommen immer weitere Zweifel an den Geschichten über die Nahtod-Erlebnisse auf. Nicht unbedingt darüber, was diese Personen erlebt haben, sondern inwiefern das etwas mit dem Tod und dem Danach zu tun hat. Die Rückführung auf Hormone und Sauerstoffunterversorgung ändert nichts an dem Erleben an sich. Man weiß leider nicht, ob das Huhn oder das Ei zuerst da war. In den Untersuchungen wird der Punkt außer Acht gelassen, ob die körpereigenen Opiate den glückseligen Zustand verursacht haben oder dieser wiederum die Ausschüttung zur Folge hatte. Das wäre dann die Ausgangsstellung für einen nächsten Film.

Ein Punkt geht aber auf das Konto der Zweifler daran, dass nach dem Tod ein heller Tunnel kommt: Neurologen gelang es, bei einer Epilepsiepatientin durch elektrische Impulse am Gehirn einen Zustand zu erzeugen, der dem der NTE's sehr nahe kommt. Inklusiv über dem Bett schweben, Glückseligkeit und intensivem Licht.¹⁰ Kombiniert man diese Erkenntnis damit, dass viele Erzählungen von NTE's bei nicht direkt lebensbedrohlichen Situationen entstanden, wie bei Gerhard Roth, so stellt sich zu Recht die Frage, ob diese Erlebnisse überhaupt was mit dem Tod zu tun haben.

10 SPIEGEL WISSEN, 2 / 2013, S. 123

Interessant ist die unterschiedliche Bewertung eines solchen Erlebnisses, je nach Kulturkreis. Die Erfahrung während eines NTE's gilt in den USA für 58% der Personen als Beweis, dass es ein Leben nach dem Tod gibt. In China sind es nur 9%. Rund die Hälfte hält sie dort für Halluzinationen. Während 5% glauben, ein NTE sei der Beginn einer Geisteskrankheit¹¹.

Folgende Überlegung sollte man nicht unterschätzen: Es geht um den Anspruch, welche Empfindung mit dem Tod einhergeht. Allein die Aufgabenstellung ist ein Widerspruch in sich. Denn letztlich ist der Tod der Moment, wo jede Empfindung aufhört. Also gibt es entweder eine Empfindung, dann stimmt der Zeitfaktor nicht, da der Tod noch nicht eingetreten ist. Oder die Frage ist per definitionem absurd. Beziehungsweise von vornherein beantwortet. Was zu dem Gedankenexperiment führt: Wie soll man seinen eigenen Tod mitbekommen? Für eine solche reflexive Erkenntnis wäre ein Bewusstsein nötig – das ja genau dabei erlischt. Wiederum die Folge ist, dass nur jemand darüber berichten kann, dessen Bewusstsein eben nicht dabei erloschen ist. Bis sich der Kreis schließt und man wieder am Ausgangspunkt ist: Ob es sich in dem Fall wirklich um den Tod handelt.

Insofern ein Vorteil, dass *Sound of Decease* nie den Anspruch hat, eine verbindliche Antwort zu finden.

11 alle Angaben: SPIEGEL WISSEN, 2 / 2013, S. 123

Eine andere Quelle. Das Tibetanische Totenbuch wurde so ziemlich in jeder Lektüre erwähnt, die auch nur das Thema Tod gestreift hat. Gepriesen als umfangreichstes wie geschichtsträchtiges Werk zu diesem Thema hatte ich mir auch einiges davon erhofft. Diametral dazu lag dann das Ergebnis. Vielleicht lag es aber auch daran, dass einmal lesen ohne die geringsten Vorkenntnisse auf dem Gebiet des Buddhismus in diesem Fall alles andere als optimal ist. Leider stand davon nichts auf dem Klappentext.

150 Seiten Vorwort von gleich vier Autoren, darunter eines von C.G. Jung, versuchen zwar den Leser halbwegs vorzubereiten, aber ohne ein überdurchschnittliches Namensgedächtnis für die vielen Begriffe bleibt das Verständnis auf der Strecke. Was es schwierig macht, die einzelnen Bardos an ihrem Namen zu unterscheiden und jederzeit zu verstehen, welche Stufe gerade gemeint ist (und Bardo ist noch der einfachste Begriff, der wird zumindest immer schön wiederholt).

Übrig bleibt ein Buch, das die einzelnen Stufen nach dem Tod beschreibt, bis hin zur Wiedergeburt. Beziehungsweise eben gerade nicht bis zur Wiedergeburt, hat man vorher alles richtig gemacht. Nur die Ausbeute an akustischer Inspiration war nicht der Rede wert.

Der Untertitel meiner Ausgabe lautet: Ein Weisheitsbuch der Menschheit.

Vielleicht später mal.

Immer wieder schade, wenn man auch auf Themengebiete trifft, die man schon wegen zu begrenzter Mittel nicht beackern kann. Sei es, weil sie viel zu weit weg sind, einen zu großen Zeitaufwand benötigen, man aus zu vielen Personen mit noch teurerer Technik bestehen müsste, oder einfach das Timing nicht passt.

Der Tag der Toten ist so ein Beispiel. In Mexiko ein großer Feiertag, einer der wichtigsten sogar, zeitgleich mit dem hierzulande bekannten Allerheiligen und Allerseelen. Die Feierlichkeiten unterscheiden sich aber komplett. Der Día de los Muertos ist mehr Volksfest als Trauertag. Statt wie in unseren Breitengraden den Toten in aller Stille und bemühtem Ernst zu begegnen, fasst man dortzulande den Tod mit mehr Ironie auf. Große, laute Fest, makabere Puppen und jede Menge Süßkram gehören dazu. Eine Totenkultur, die so überhaupt nicht mit der unsrigen zu vergleichen ist. Sich deswegen perfekt zum Vergleich angeboten hätte, noch dazu, da sie ja parallel stattfindet.

Aber was soll man sagen, erstens finden die Feierlichkeiten in Mexiko statt, und zweitens Ende Oktober, Anfang November. Was so überhaupt nicht innerhalb des Produktionszeitraums von *Sound of Decease* liegt.

Die Liste mit möglichen Themen war lang, zumindest bis man das eine oder andere anrecherchiert. Oder man macht sich so seine Gedanken darüber, was für Bilder man bei dem Thema erwarten kann, was für Gesprächspartner, und was diese einem so erzählen könnten. Ob sich der Aufwand lohnt, wenn man bei einem Thema nur auf eine kurze Antwort aus ist. Man muss ja bedenken, wie man den Teil in den Film einbaut. Eine einzelne kurze Szene, losgelöst

vom Rest, nicht sinnvoll eingebunden mangels Materials, kann einen als Zuschauer mehr rausreißen, als dass sie einen nennenswerten Nutzen hätte.

Ein Beispiel: Bereits früh hatte ich mir überlegt, reizvoll wäre neben den gefühlvollen Teilen ein vollkommen trockener bürokratischer. Der eben genauso dazu gehört. Ich dachte an so was wie das Einwohnermeldeamt, irgendwo müssen Todesfälle ja auch verzeichnet werden, Personen aus Listen gelöscht werden. Das Geräusch dazu wäre ein einfaches Tastaturklappern. Das wäre es aber auch schon gewesen. Mehr gibt das Thema schon nicht mehr her. Bildlich geht es kaum schwächer, eine Person in einem Büro vor dem Computer. Der Denkansatz dahinter scheint zwar reizvoll, aber die Realität leider nicht.

Noch mehr Beispiele für Themen, die sich als Überlegung ergaben, dann aber nicht ihren Weg in den Film fanden, aus welchen Gründen auch immer:

Das Klatschen einer Zeitung, wenn man eine Fliege erschlägt. Selbes Problem wie gerade eben, es würde eben nur zehn Sekunden tragen. Eher weniger.

Ein Psychiater, der Menschen bei der Traumabewältigung hilft, insbesondere dabei, bei erlebten Geräuschen nicht sofort wieder zusammenzuzucken. So etwas gibt es, *Der Kapitän und sein Pirat* zeigt solche Szenen. Genau solche. Ich finde, sich bei den restlichen Themen schon anhören zu müssen, man sei nicht der Erste, das reicht. Zusätzlich, als ich für *Depressionen* dabei war, Psychologen als

Gesprächspartner zu finden, war die Resonanz sehr schwach. Von zehn Anfragen gab es zwei Antworten, eine davon eine Absage. Die Zusage gab es auch nur unter vorsichtigen Auflagen. Psychologen scheinen recht medienscheu zu sein. Zumindest die aus Weimar.

Schießtraining bei der Bundeswehr, oder ähnliches wie ein Bombenräumkommando. Da nach einem halben Jahr noch keine Antwort kam, was meine Anfrage für *Vom Krisenherd ins Wohnzimmer*¹² betrifft, hab ich mir diesmal die Mühe gleich gespart.

Ein Bestattungsunternehmer, oder ein Krematorium. Wäre naheliegend gewesen. So naheliegend, dass ich die Idee schnell langweilig fand. Ein entweder fröhlicheres oder überraschenderes Thema wäre mir auch lieber gewesen.

Unfallforschung, besonders was Autounfälle angeht. Was könnten die Insassen im Radio gehört haben im letzten Moment? Mit ziemlicher Sicherheit etwas, wofür man GEMA-Gebühren zahlen müsste. Hätte sich das Thema damit also auch erledigt.

Eine Blaskapelle. Möglichst mit einem dickbäuchigen Posaunist. Den man dann fragt, ob er sich dessen bewusst ist, dass sein Instrument in der Bibel als Zeichen für den Weltuntergang gilt. Wäre lustig gewesen. Wäre den anderen Personen im Film aber nicht gerecht geworden (gut, dem Posaunisten sicher auch nicht).

12 Ich hatte vor, über ein Seminar der Bundeswehr zu berichten, in dem Journalisten für die Arbeit in Kriegsgebieten ausgebildet werden. Auf die Antwort des Verteidigungsministeriums warte ich heute noch.

Ein Schlachthaus, so industriell abfertigend wie möglich. Das Timing ist nicht das beste, wenn die meisten Firmen um ihren Ruf fürchten, Stichwort Pferdefleisch in der Lasagne. Und gab es schon mal Journalisten, die positiv über einen Schlachtbetrieb berichtet haben?

Wildparks, entweder mit Geiern, dem Sinnbild für den Tod schlechthin, oder mit Tieren, die mit anderen lebenden Tieren gefüttert werden. Habe ich auch früher schon gefilmt, da bekam eine Schlange eine lebende Maus vorgesetzt. Da war die Schlange wenigstens in einem ganz kleinen Terrarium. Ansonsten gilt eher, Tiere filmen nur, wenn es echt nicht anders geht. Nur wenig ist noch unplanbarer. Nur Kleinkinder. Nein, das stammt nicht von mir. Aus den Eichhörnchen, die bei *Ein unerträgliches Angebot* im Drehbuch standen, ist auch nichts geworden¹³.

Ein Endlager mit Atommüll, untermalt mit dem altbekannten Knacken eines Geigerzählers. Nicht gerade öffentlich zugängliche Orte, jedenfalls so ganz ohne Presseausweis und Agentur im Rücken. Journalistische Neutralität wäre auch etwas anderes, wenn ich die Kernenergie so offensichtlich mit dem Tod in Verbindung brachte. Was nicht in meinem Interesse ist, und schon gar nicht im Interesse der Behörde, die mir die Drehgenehmigung erteilen müsste.

13 Zweimal sollte ein Eichhörnchen durchs Bild huschen, als Füllmaterial bei Zeitsprüngen. Gemäß dem Sprichwort: "Der Teufel ist ein Eichhörnchen." Obwohl ich mehrmals in Belvedere auf der Lauer lag, hatte ich aber keinen Erfolg. Trotz haufenweise verstreuter Nüsse.

Gereizt hätte mich die Thematik des Ortes beim Sterben. Gerade weil sich hierbei in den letzten Jahrzehnten einiges verlagert hat. War es früher noch normal, Zuhause zu sterben, ist es heute das Krankenhaus. Was genau dem entgegen steht, was die meisten Menschen sich wünschen. Fragt man Personen, wo sie sterben wollen, sagen sie zu 66%¹⁴: Zuhause. Was mittlerweile kaum der Ort ist, wo sie sterben werden. In 50% der Fälle läuft es auf das Krankenhaus hinaus, in weiteren 25% auf ein Pflegeheim. Und nur in 20% auf die vertraute Umgebung.

Dass die Geräuschkulisse in jedem Fall eine andere ist, ist leicht nachzuvollziehen. Inwiefern man das interessant rüberbringt, weniger.

Diese Entwicklung hat noch andere Folgen. Kein Sterben Zuhause, keine Totenwache unter Verwandten, wie es lange üblich war. Der Tod wird damit zunehmend zum Tabu, mit der Folge, dass kaum jemand einen toten Körper aus der Nähe sieht. Ein toter Körper als offensichtliches Bild – denn alles andere kann man nicht darstellen. Nicht, was genau im Moment des Sterbens passiert, noch was für diese Person folgt. Was einen nur umso neugieriger darauf macht.

In gewisser Weise grotesk: Ein Film über den Tod. Letztlich findet dieser aber komplett außerhalb des Filmes statt.¹⁵

14 alle Angaben: SPIEGEL WISSEN, 4 / 2012, S. 16

15 Sobchak, 1998

5. Sind sie seriös?

Eine gute Frage. Nahezu jeder Ansprechpartner hat sie in der ein oder anderen Form gestellt, mal direkter, mal mehr durch die Blume: “Wer kommt denn noch so in dem Film vor?”

Die Frage ist definitiv berechtigt, da einige Bereiche des Filmes sehr sensibel sind. Eine Person, die von Erfahrungen im Jenseits berichtet kann schon mal befürchten, als verrückt dargestellt zu werden. Genauso wie bei einer Obduktion die Gefahr besteht, die Würde einer toten Person zu verletzen. So was kann den Ruf der gesamten Institution durch den Dreck ziehen – strafrechtliche Konsequenzen mal außen vor gelassen. Besonders, wie formuliert man für eine wissenschaftliche Institution, dass man die Nahtod-Erlebnisse als „übernatürlichen“ Part behandeln will, ohne dass die davon Betroffenen wiederum denken, man halte sie für okkulte Spinner.

Eine gute Vorbereitung war hierbei essentiell, gerade im Kontakt mit der Rechtsmedizin Jena. Also nicht einfach mal eben ein paar Zeilen per Mail hinschicken, sondern sich genau überlegen, was man wie zu Papier bringt. So zum Beispiel die genaue Beschreibung des Inhalts und daraus resultierend die Versicherung, dass es nicht um Effekthascherei geht, nicht darum, möglichst sensationsgeifernd Tote zu präsentieren und Personen, die im Keller einen nach dem anderen zerlegen, als Freaks. Versucht haben das schon genug vor mir, daraus haben die beiden Ärztinnen vor Ort keinen Hehl gemacht. Mein Vorteil war, dass diese Auffassung für *Sound of Decease* keinerlei Rolle spielt – unabhängig davon, dass ich kein

Anhänger dieses Zweiges von "Journalismus" bin. Dass jemand bei einem solchen Job stattdessen eine ganz normale Person ist, wie du und ich, eine solche Person sogar Spaß bei der Arbeit hat, finde ich viel faszinierender. Und auch tröstlicher. Es kann in niemandes Interesse sein, wenn Verstorbene von kurz vor dem Durchdrehen gefährdeten Freaks die letzte Behandlung bekommen. Die sich dann abends nur im Selbstmitleid suhlen. Ergäbe auch einen ziemlich hohen Verschleiß an Rechtsmedizinern.

Neben der Darstellung nach Außen spielt auch die ärztliche Schweigepflicht eine große Rolle, diese gilt auch über den Tod hinaus. In der rechtsmedizinischen Abteilung kommt man als Besucher nicht umhin, erst mal eine Verfügung zu unterschreiben, dass man diese auch achtet.

Zuweilen macht sich auch bemerkbar, wenn die Institution bereits schlechte Erfahrungen gemacht hat. Das Netzwerk Nahtoderfahrung macht bereits auf seiner Website deutlich:

Hinweis für die Medien:

Immer wieder erreichen uns Anfragen, Menschen, die eine Nahtoderfahrung erlebt haben, für Beiträge in den Medien zu vermitteln. Im Rahmen unserer Öffentlichkeitsarbeit sind wir dazu auch grundsätzlich bereit. Dies gilt auch für Fachleute in der NTE-Forschung. Wir bitten jedoch um Verständnis, wenn wir uns nicht als reine "Vermittlungsagentur" für Nahtod-Betroffene verstehen. Wir gehen nicht in die Medien, nur um der Medienpräsenz willen. Eine

Mitwirkung setzt eine offene Kommunikation über die Zielsetzung, das Konzept, weitere Protagonisten und sonstige Rahmenbedingungen des vorgesehenen Medienbeitrages voraus.¹⁶

Am Ende hilft nur eines: Ein überzeugendes Konzept. Und der dezente Hinweis, man habe keinerlei Verbindung zu BILD.

Die angesprochenen Personen wollen sehen, dass man es ernst meint. Transparenz hilft, die Personen wollen wissen, in welchem Umfeld ihre Aussage verwendet wird. Auch wenn das zu Beginn immer ohne Garantie stattfand, denn ohne verbindende Zusagen anderer Parteien ist das finale Umfeld schwer zu beschreiben. Genauso wie die Gefahr, der Gegenüber könnte etwas missverstehen: Im Briefwechsel mit einer wissenschaftlichen Einrichtung wie der Rechtsmedizin Jena klingt das Anliegen, sich mit dem Thema Nahtod zu beschäftigen erst mal nicht gerade erbaulich. Und umgekehrt befürchtet jemand mit einem Nahtod-Erlebnis, eine wissenschaftliche Sichtweise könnte ihn als verrückt brandmarken.

Die Strategie nun: Ein möglichst dezenter, hoffentlich nicht zu hochnäsiger klingender Hinweis auf die eigene, mehrjährige

16 Nachzulesen unter <http://www.netzwerk-nahtoderfahrung.org>, "Der Verein" (sowie in mehreren Unterkategorien zusätzlich noch einmal)

Erfahrung als professioneller EB¹⁷-Kameramann bereits vor dem Studium, sowie der Hinweis auf bereits realisierte Projekte. Die Erwähnung, man habe bereits einmal in einem Operationsaal mit Kamera gestanden, nur ein Meter von einem aus dem Brustkorb ragenden, schlagenden Herzen entfernt. Unter den Tisch fallen lässt man dann lieber, dass auch schon mal der Chefredakteur ins Zimmer stürmt und einen auf die nächste Autobahn schickt, wo es mal wieder gekracht hat. Aber hey, vor so was ist nicht mal die Tagesschau gefeit.

Die vorangehenden Projekte im Studium waren definitiv eine Hilfe. Sagen zu können, bereits mit der Gedenkstätte Buchenwald zusammengearbeitet zu haben, kann man nur als seriös interpretieren. Eine Zusammenarbeit mit Kriegsberichterstattern kann man als politisch interessiert sehen, ebenso als gewisse Professionalität, schließlich haben sich hierbei echte Profis darauf eingelassen. Bei der Pressestelle des Uniklinikums Jena war der Hinweis, bereits mit Studenten der hiesigen medizinischen Fakultät einen Lehrfilm realisiert zu haben, sicher auch nicht ohne.

Was soll man sagen – es hat geklappt.

17 EB steht für “Electronic Broadcast”, kann auch im Deutschen für “Elektronische Berichterstattung” verwendet werden. Gemeint ist Fernsehen im Sinne von Nachrichten oder Shows, als Unterschied zum Spielfilm. Die Arbeit als Kameramann ist eine komplett andere, auch die Technik dahinter. Gebräuchlich ist auch die Bezeichnung ENG für “Electronic News Gathering”.

6. Man ist eben doch nicht der Erste

Nein, ist man fast nie. Sucht man nur lange genug, ist irgendwie alles schon mal gedreht worden. Eine Obduktion – hundertfach. Nahtod-Erlebnisse – die Bücher dazu füllen ein ganzes Regal. Prinzipiell ist das nichts Schlimmes. Man möchte sich nur nicht vorwerfen lassen, man sei so einfallslos, dass man sich einfach seine Ideen zusammenklaut. Da ist es dann besonders ärgerlich, man findet zwar was neues, aber bevor man es fertig hat, wird schon was ganz ähnliches veröffentlicht. Schon ist der besondere Überraschungsfaktor dahin.

Ist das jetzt Pech, eine veränderte Wahrnehmung, oder unbewusst gesteuert?

Pech würde heißen, dass eben rein zufällig mehrere Personen dieselbe Idee hatten. Das lässt sich nicht steuern, kann eben passieren. Richtig deprimierendes Pech wäre es erst, wenn jemand anderes exakt dasselbe macht. Nur besser. Oder früher veröffentlicht. Oder beides.

Veränderte Wahrnehmung ist so eine Sache, wirklich beweisen könnte man sie nur, wenn man einen Vergleich zum Vorher hätte. Soll heißen: Sobald man anfängt, sich mit einem Thema zu beschäftigen, erkennt man an den verschiedensten Orten Ansätze dafür. Schon scheint es, als wäre das Thema omnipräsent. Dabei waren die Themen vorher genauso da. Zu dem Zeitpunkt hat man sich nur noch nicht dafür interessiert. Schon fällt einem gar nicht auf, dass

es sie gab. Man bräuchte einen Vergleich von vorher und nachher, erst dann würde man sehen, ob man jetzt nur verstärkt drauf achtet, oder jetzt tatsächlich mehr Publikationen dazu auftauchen.

Denn wer weiß, vielleicht steckte hinter der Idee weniger Zufall, als man meinen sollte. Man ist vielleicht durch ein bestimmtes Ereignis drauf gekommen, durch irgendwelche wirren Zusammenhänge, die man selber nicht durchblickt. Nur ist man da leider nicht der Einzige gewesen.

Richtig aufgefallen ist mir das während der Arbeit an *Vom Krisenherd ins Wohnzimmer*. Berichte über Kriegsberichterstätter gibt es schon immer, der Beruf ist auch nichts neues (historisch betrachtet kann man schon die Ilias als Kriegsreportage sehen). Richtig aktuell wurde das Thema aber durch den Konflikt in Syrien. In keinem anderen Land kamen 2012 mehr Journalisten ums Leben. Und das mit Abstand. Gepaart dann noch mit ein bisschen Prominenz, Stichwort Tim Hetherington¹⁸, irgendwann wird das Gebiet auch für die Allgemeinheit so interessant, dass man mehr darüber bringt. Als Kurzreportage für größere Sendungen, als Berufsbeschreibung für

18 Tim Hetherington war unter anderem 2011 für den Oscar nominiert, mit seinem Film *Restrepo* in der Kategorie "Bester Dokumentarfilm". In dem Film begleitet er eine Gruppe amerikanischer Soldaten in Afghanistan. Er wurde im April 2011 in Libyen tödlich von einer Granate getroffen. Dabei kam auch der Fotograf Chris Hondros ums Lebens, von dem Benjamin Hiller in *Vom Krisenherd ins Wohnzimmer* erzählt.

Fachmagazine¹⁹. Oder auch als Zeitschriftenartikel – lustigerweise mit Zitaten von Carsten Stormer, einem der beiden Journalisten, die auch ich interviewt hatte. Die Welt ist eben doch klein.

Am Ende ist *Vom Krisenherd ins Wohnzimmer* plötzlich ein Film von vielen, der sich um Journalisten in Krisengebieten dreht. Was zu Produktionsbeginn noch nicht (so stark) der Fall war.

Bei *Sound of Decease* war das ähnlich.

Gut, Rechtsmedizin ist jetzt nicht gerade originell, taucht so was doch in jedem zweiten Krimi früher oder später auf (wenn auch, wie ich gelernt habe, in einer meist völlig falsch dargestellten Form²⁰). Wenn bloß die Kollegen von SPIEGEL TV noch während meiner Produktionsphase eine Reportage über die Arbeit von Rechtsmedizinern herausbringen, wirkt man immer so unglaublich, beteuert man, man hatte die Idee davor schon. Kombiniert mit einem breiten Artikel auf SPIEGEL Online zum Thema Nahtod und der hochgehyperten Buchveröffentlichung zu Erlebnissen eines Vierjährigen zu diesem Thema²¹. Ach ja, und auch einem extra Artikel zum Thema Rechtsmedizin.

19 FILM & TV Kameramann, Ausgabe 3/2013. Sogar als Titelstory.

20 Korrekt habe ich das Verfahren bisher nur bei einem Hollywood-Horrorfilm gesehen, einem Teil aus dem *Saw*-Franchise. Dahinter steckte allerdings sicher weniger die Absicht, ein getreues medizinisches Abbild zu zeigen.

21 siehe Anmerkung 3

Vielleicht ist der Vergleich aber auch nicht ganz fair. Liest man wie ich jahrelang SPIEGEL, wird es schwer, ein komplett unbehandeltes Thema zu finden. Bleibt einem eben doch nur, aus Vorhandenem eine neue Sichtweise rauszudestillieren.

Immerhin musste SPIEGEL TV mit einem alten, klischeehaften Mediziner Vorlieb nehmen. Kein Vergleich zu den zwei fröhlichen jungen Frauen in meinem Film.

Der SPIEGEL bediente bald darauf noch ein weiteres Klischee. Ein Bericht über eine Fotoreihe, als Portrait über zwei Brüder, die als Präparatoren Leichen zurecht machen. Die Fotos sind in Schwarzweiß, es geht überwiegend darüber, dass die beiden Brüder Metal hören, dass es ja so besonders sei, dass die beiden diesen Job machen. Dass der Fotograf sich überwinden musste (und es ging wohlgemerkt nur im Dinge wie Waschen und Einkleiden, nicht um eine Sektion). Die Bilder sind auf gruselig getrimmt. Wie man es eben sofort erwarten würde.

Hab ich schon erwähnt, wie es in dem Artikel auch darum geht, dass die beiden Brüder fleißig Alkohol trinken, auch bei der Arbeit?

7. Worauf soll das rauslaufen?

Ein Punkt, der allen Einzelgebieten gemein ist: Eine wirkliche Antwort gibt es nicht. Keine definitiv belegbare Antwort auf die Frage, wie denn der Tod klingt. Dafür sind die Todesarten viel zu unterschiedlich. Oder es handelt sich nur um einzelne Ansichten, die in keiner Form beweisbar wären.

Sound of Decease soll sich dieser Sicht anschließen: Es gibt nur einzelne Ansichten. Somit unterscheidet sich auch die Machart von herkömmlichen Dokumentarfilmen oder Reportagen. In solchen soll in der Regel konkret etwas erklärt werden oder es gibt einen Reporter, der mitten im Geschehen dem Zuschauer eine neue Welt zeigen soll. Schon allein das Thema Nahtod schließt aber beide Varianten aus. Lässt man mal außer Acht, dass jahrzehntelange Meditation einen angeblich an einen Punkt bringen kann, der diesem Nahtod nahe kommt. So gesehen könnte ein Reporter davon berichten. Wenn er die Langzeitstudiengebühren bis dahin aufbringt.

Es gibt eine Bezeichnung für eine solche Art von Film, die jedoch nicht sonderlich verbreitet ist. Weil sie nicht massenkompatibel ist und deswegen ihren Programmplatz im Fernsehen gerne unter der Woche findet, nach Mitternacht. Einen halben Schritt vom Testbild entfernt.

Das ist jetzt ziemlich polemisch, aber bringt auf den Punkt, warum die wenigsten sich unter dem Begriff Essayfilm etwas vorstellen können. Man muss sich das wie in geschriebener Form vorstellen, den Unterschied zwischen einer wissenschaftlichen Arbeit und einem Essay. Letztere ist dabei die deutlich freiere Form, die eigene Meinung kommt zum Zuge, man ist weniger an Tatsachen und nachvollziehbare Beweise gebunden. Die Sicht ist das relevante.

Klingt, als wäre es die ideale Beschreibung für *Sound of Decease?* Treffer.

Es gibt auch ein konkretes Vorbild. Eines, das ich aber erst gesehen habe, als mein inhaltlicher Ansatz schon feststand. Soll also nicht heißen, ich hätte blindlings abgekupfert, auch wenn sich das im Nachhinein leicht sagen lässt. Der Film nennt sich *The End of Time*, gesehen auf dem Leipziger DOK Festival 2012. Das grobe Thema des Filmes lautet Zeit. Ohne sie erklären zu wollen. Der Regisseur sagte noch vor der Vorführung, man solle den Film mehr als eine Art Meditation betrachten. Im Film kommt praktisch nie eine explizite Erwähnung von Zeit vor. Er wandert von Station zu Station, auch ohne dass es eine konkrete Verbindung dieser gäbe. Er verbindet wissenschaftliche Sichtweisen, indem er mit einem Besuch am CERN anfängt, mit ganz individuellen, bei Vorstellung eines DJ's während eines Konzertes; mit wirtschaftlichen, in den verfallenen Vororten Detroits; mit Naturereignissen, wenn man in langen Einstellungen sieht, wie Magma unaufhaltsam eine halbe Stadt vernichtet. Nur ein Einwohner harret allein in seinem Haus auf. Auf die Spitze getrieben wird das Prinzip, als minutenlang Mandalas zu esoterischer Musik zu sehen sind.

Ein übergeordnetes Thema, veranschaulicht aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln. Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit. Was noch möglich wäre, kann jeder Zuschauer für sich selbst herausfinden, indem er sich Gedanken darüber macht.

Neben einer Menge Inspirationsmöglichkeiten war der Film vor allem ermutigend. Er zeigt, dass das Konzept funktionieren kann.

Um an der Stelle ein passendes Gegenbeispiel zu nennen: *Gaza on Air*, gesehen auf dem Leipziger DOK Festival 2010. Der Film beschreibt die Arbeit von Journalisten während militärischer Auseinandersetzungen im Gaza-Streifen. Die Journalisten kommen zu Wort, kombiniert mit den Bildern, die sie damals gedreht haben. Leider funktioniert das nach dem Schema: Person redet vor neutralem Hintergrund – Bilder – nächste Person vor neutralem Hintergrund – Bilder – noch jemand, und so weiter. Bei einem 90-Minüter wird das ziemlich öde. *Gaza on Air* rettete sich dadurch, dass das Thema eben interessant war (wobei das eine ziemlich subjektive Einstellung ist). Man verfällt beim Schneiden von Dokumentarfilmen nur allzu leicht in genau dieses Schema. Es erfüllt ja auch seinen Zweck. Nur sonderlich einfallsreich ist es nicht.

Bleibt das Ziel, dass *Sound of Decease* anders aussieht. Eine Gemeinsamkeit gibt es aber: In *Gaza on Air* wird ausdrücklich

vor drastischen Bildern gewarnt²². Gemeint sind meist verkohlte Leichen nach einem Luftangriff. Nun, eine Leiche kommt in *Sound of Decease* auch vor. Drastisch sieht das auch aus. Wobei in dem Fall noch eine Anonymisierung nötig (und möglich) war.

22 Die Macher betonten dabei, es gehe bei den unzensurierten Bildern nicht um Sensationslust, sondern darum, die Realität zu zeigen, um die Öffentlichkeit stärker wachzurütteln.

8. Kunst vs. Handwerk

Noch ein Punkt zum entscheiden: Will man das Thema eher künstlerisch, artifizuell angehen, oder wie gewohntes Handwerk? Ist der Anspruch, etwas möglichst neues zu schaffen, oder etwas technisch ordentliches, dass in der Umsetzung auch im Fernsehen zu sehen sein könnte?

Die Sichtweisen klaffen hier auseinander. Je nach eigener Definition kann oder muss Kunst auch ein gewisses handwerkliches Niveau beinhalten. Worauf ich aber raus will, es geht mir nicht um eine möglichst experimentelle Umsetzung. Der Film sollte so werden, wie man es von einer (guten) Dokumentation gewohnt ist. Nicht mehr, aber vor allem auch nicht weniger. Klingt zwar einfach, es eben so zu machen wie man es kennt, aber es steckt doch mehr dahinter, als den meisten klar ist.

Ich sehe Filme zu machen nicht als Kunst, sondern als Handwerk. Gutes Handwerk erfordert Übung, genauso wie das Wissen darüber. Die Art, wie man es macht, hat einen Grund. Wie die Bilder aussehen, der Film geschnitten wird, die Geschichte verläuft, hinter all dem steckt kein Zufall. Oder sollte zumindest nicht. Einen Standard sauber einzuhalten, ist schwierig genug. Das geplante Ziel war, den Film so zu machen, dass er auch 1:1 im Fernsehen laufen könnte. Dazu gehört die Art, wie Interviews ablaufen, in welcher Form die Personen dabei zu sehen sind. Sich an journalistische Grundregeln zu halten, keine Sinn entfremdenden Zusatzinhalte einzubauen. Ebenso immer Quellen anzugeben und sich vorher

über den Inhalt schlau zu machen, um nicht etwas falsches zu verbreiten. Das beinhaltet auch eine gewisse Verantwortung. Dem Publikum gegenüber, um es nicht für dumm zu verkaufen, aber auch den im Film vorkommenden Protagonisten gegenüber, keine falschen Aussagen über sie zu verbreiten.

Zum Handwerk gehören auch ganz profane technische Dinge. Man hat sich an einen bestimmten Audio-Pegel zu halten, an bestimmte Formate. Bilder sollten innerhalb des üblichen Fernsehstandards belichtet und gesättigt sein. Man wählt keine x-beliebige Länge des Filmes, sondern hält sich an eine, die ins Programmschema passt. Immerhin in dem Fall ohne ein Einplanung von Werbepausen.

Sound of Decease soll für die breite Masse geeignet sein. Meistens wird eine solche Einstellung als Beleidigung gebraucht. Ich denke aber nicht, dass sie dafür taugt. Etwas zu machen, dass vielen gefällt (und die Betonung liegt auf „gefällt“, einfach nur ok finden zählt nicht) ist deutlich schwieriger, als sich in einem eigenen Stil zu verrennen. Der dann nur irgendeinem Kritiker gefällt. Wenn man nur lange genug sucht, wird man schon einen finden.

Deswegen sieht *Sound of Decease* aus, wie man es erwartet. Mit unverfälschten Bildern. Mit dem Vorteil, dass man auch sicher erkennen kann, was sie darstellen sollen.

Wer in Deutschland einen Film plant, wird früher oder später über die Buchstaben U und E stolpern. Sie sind tatsächlich auch in der Form gebräuchlich.

Es geht um zwei unterschiedliche Formen von Filmen, Büchern, Musik. Anwenden lässt es sich auf praktisch jedes Medium oder jede Art von kreativer Beschäftigung. U steht für Unterhaltung, E für Ernsthaftigkeit. Nur am Rande: Für Deutschland gilt als spezifisch, über U die Nase zu rümpfen, E dafür umso höher zu schätzen. Über das Thema streiten sich aber schon genug Leute.

Was steckt dahinter: Mit U für Unterhaltung ist gemeint, dass der Film / das Buch / das Lied etc., nur unterhalten will, ohne gleich der große Belehrungszeigefinger erhoben wird. E ist das Gegenteil. Je schwerwiegender das soziale Problem als Inhalt, desto besser. Gelacht wird woanders. Dass auch Unterhaltung alles andere als leicht sein kann, wird da gerne schnell vergessen. Genauso, dass einfach nur Unterhaltung nichts per se schlechtes ist. Das wäre aber wieder ein zu großes Thema.

Worum es hier gehen soll: Es ist hilfreich, sich vorher zu entscheiden, in welche Richtung man tendieren will. Wenn mich jemand fragt: Ich entscheide mich jederzeit gerne wieder für U.

9. Die Art der Umsetzung – personell, finanziell

Es gibt innerhalb der Branche einen Umschwung, hin zum sogenannten Videojournalisten, auch meist nur kurz als VJ bezeichnet (was ich verwirrend finde, da die Abkürzung bereits vergeben ist²³). Der Sinn dahinter: Eine Person macht alles alleine. Ob das dank besser werdenden Technik eine logische Weiterentwicklung ist, oder aus reinem Sparzwang der Fernsehanstalten, darüber gab und gibt es schon genug Diskussionen. Ich tippe ja auf letzteres.

Die Arbeitsweise ist billig? Ja. Und damit prima geeignet. Ohne real vorhandenes Budget im Rücken sind keine großen Sprünge möglich, letztlich legt man selbst immer drauf. Da keine Förderung auf *Sound of Decease* ansprang, war es entscheidend, den Aufwand gering zu halten. Das geht. Man sollte nur eben immer zweimal überlegen, was nötig ist, und was nicht. Die Fahrt nach Wiesbaden zum Erlebnispfad auf Schloss Freudenberg war schon mit Abstand der teuerste Posten.

Das klingt jetzt schlimmer, als es ist. Es gibt tatsächlich auch Vorteile. Man muss keine Rücksicht nehmen, ist deutlich spontaner, niemand steht einem im Weg. Man kann genau das machen, was man will. Auf die Weise, wie man es will. Die Flexibilität erlaubt Dinge, die mit einem 4-Mann Team nicht möglich wären – was

23 Da waren die Video-Jockeys als Ergänzung zum DJ eben schneller.

auch wiederum umgekehrt gilt. Grade ein sauberer Ton wird schnell zweitrangig, wenn man selbst schon die Kamera auf der Schulter hat, gerade etwas ganz anderes filmt, aber eine Person weiter hinten zu einem super passenden Statement ansetzt. Da wünscht man sich eben doch jemand zweites, der die Angel nach hinten richtet, unabhängig von einem selbst.

Aber: Machbar ist es eben sehr wohl. Gewisse Aspekte leiden, andere gewinnen. Am Ende zeigt sich eben auch, es kommt in erste Linie auf den Inhalt an. Technische Mängel kann man auch mal verzeihen. Als einzelner da zu sein, schafft deutlich mehr Vertrauen. Man lernt sich besser kennen, es ist nicht noch jemand dabei, der nur zuhört ohne was zu sagen, da er sich ja nur um die Technik kümmert. Es gibt weniger Distanz. Das eine oder andere Gespräch in *Sound of Decease* wäre anders verlaufen, wäre die Arbeitsatmosphäre durch viele Leute eine andere gewesen. So war es ein Gespräch unter vier Augen.

Als Kameramann ist es zuweilen schmerzhaft. Am Ende landen Bilder im Film, die technisch fehlerhaft sind. Da kann man hinterher noch so oft erklären, es ging halt nicht anders, es gab keine Wiederholungen. Man kann nur hoffen, dass das Bild so stark ist, das man über die Mängel hinwegsieht.

10. Die Art der Umsetzung – visuell, akustisch

Denkt man sich zu Beginn noch die wildesten Möglichkeiten aus, Bilder zu konstruieren, so holt einen doch bald die Realität wieder ein. Bei der Sektion wäre es nicht möglich, verändernd in den Arbeitsablauf einzugreifen. Abgesehen von kleinen Hinweisen, dass als nächstes dies und das käme, damit ich mich in Position bringen könne. Das war es aber auch schon an Verzögerungen. Die Damen wollten schließlich auch in den Feierabend. Bei Personen, die von einem tiefgreifenden Ereignis sprechen, wären abstruse Experiment unangebracht. Zumal, will man den Personen so wenig Umstände wie möglich machen. Man will (bzw. sollte jedenfalls) ja keine verbrannte Erde hinterlassen. Nicht, solange der Film nicht fertig ist oder man vielleicht zusätzliche Einwilligungen bei Veröffentlichungen braucht. Und selbstverständlich auch, um den Personen an sich gerecht zu werden.

Also stand für diese geplanten Drehtermine Business as EB-usual auf dem Programm. Gerade als VJ eine Erleichterung, man muss sich nur noch auf den Inhalt konzentrieren, der Rest geht bei entsprechender Erfahrung (fast) automatisch.

Es gab für den Soundtrack auch unterschiedliche Ideen zu Beginn, ob man zum Beispiel etwas aus den gefundenen Tönen basteln könnte. Eine Art Soundtrack, der aber nur Geräusche verwendet wie Herzgeräusche, Piepen von Lebenserhaltungsmaschinen oder anderem, was auf die eine oder andere Weise im Film erwähnt wird. Das Ergebnis hätte man auch optisch aufbereiten können.

Mit animierten Frequenzkurven oder den durchlaufenden Spuren, wenn die unterschiedlichen Geräusche in einem Programm in Takt gebracht werden.

Wie sich aber im Rohschnitt zeigte, wären solche Spielereien fehl am Platze gewesen. Es wurde immer wichtiger, Ruhe in den Film zu bringen, das zentrale Thema in den Erzählungen der Protagonisten. Ruhe erreicht man am besten, indem man solche Spielereien weglässt.

11. Jetzt wird es technisch

Vor dem ersten Dreh stellte sich mal wieder die alte Frage, welche Mühle²⁴ zum Einsatz kommen sollte. Theoretisch wäre die Auswahl groß, praktisch ist sie dann doch recht eingeschränkt, hat man keine finanziellen Mittel zur Verfügung. Zumal die einzelnen Drehtage weit auseinanderliegen und dann auch noch sehr spontan stattfinden - siehe gerade der spätere Dreh in der Rechtsmedizin: Der Anruf kam am Abend davor. Alles andere als hilfreich, um sich auf privatem Wege eine Kamera zu borgen.

Bleibt nur, was die Uni oder man selbst hat. Ersteres dann wieder durch die Spontanität erschwert, genauso durch die Auswahl. Eine FS700 der Medienfakultät wäre sehr geeignet gewesen, ist aber als Angehöriger der Fakultät Gestaltung nicht realistisch. Selbes Spielchen bei der FS100. Dagegen wäre die AF101 mit einem Crop von 2,0 im Einsatz stark eingeschränkt, mal abgesehen von schwieriger zu erreichendem Bokeh. Wovon die 5dMkII meiner Meinung nach wiederum zu viel hat, zusätzlich zur schwierigen Handhabung gerade in spontanen, nicht wiederholbaren Aktionen, wo einem das schmale DOF eines FF-Sensors das Leben unnötig schwer macht.

24 Der Begriff "Mühle" als Bezeichnung für Kamera ist innerhalb der Branche tatsächlich gebräuchlich. Auch wenn das Bild schon lange nicht mehr treffend ist, wird doch schon seit Jahrzehnten nicht mehr per Muskelkraft ein Hebel gedreht, wie noch in der Anfangszeit des Films.

Ich bin auch nicht der Ansicht, dass ein Bild automatisch dadurch ansprechend wird, dass möglichst viel unscharf ist.

Das beste Handling hätte eindeutig die S270E gehabt, leider kann die Technik unter der Hülle nicht mithalten. HDV galt noch nie als professionelles Format. Eine viel zu schmale Bitrate, eine anamorphe Aufzeichnungsauflösung, die dann hinterher auf FullHD interpoliert wird und das Ganze in 4:2:0. Reserven gleich null. Da kommt es auf den 1/3"-Sensor und das nur im Nachhinein errechnete progressive Format auch nicht mehr an.

Das Äußere entspricht dem gängigen EB-Standard, die Umgänglichkeit hat die Kamera auch bereits in *Nur ein paar Kilometer* bewiesen. Bewiesen hat der Film damals aber auch, für die richtig schönen Bilder nimmt man lieber ein anderes Modell.

Also letzte Möglichkeit: Man nimmt, was man hat. Nicht, weil Drehen auf DSLR ja ach so angesagt ist. Sondern weil Drehen auf DSLR eben billig ist.

Ab zur 600D, die bereits bei *Das Mädchen und der Polizist*, *Ein unerträgliches Angebot* und so mancher Workshop- und Fachkurs-Übung ihre Pflicht getan hat. FullHD in 25 progressiven Frames, wenn auch nur in 4:2:0 in 8 Bit und einer Bitrate von knapp unter 50Mbs, und somit nicht in der Lage, von öffentlich-rechtlichen Sendern als HD anerkannt zu werden²⁵. Eine durch Magic Lantern

25 Nötig wäre ein Sampling von 4:2:2

erhöhte Datenrate auf den Faktor 1,5²⁶ und die flache Gradation von Cinestyle versuchen zwar, etwas an Boden gut zu machen, aber ausgleichen können sie es eben nicht. H.264 war eben nicht als Aufnahmeformat gedacht.

Die Entscheidung über das Bildformat verlief pragmatisch: 16:9 ist eben Standard, Cinemascope würde mit seinem Formfaktor einiges an Schwierigkeiten mitbringen, spielen die Räumlichkeiten beim Drehen gerade mal nicht mit. Für eine Totale ist bei einem solch breiten Format ein deutlich größerer Abstand nötig. Unpraktisch, wenn es mal eng wird.

Standard-Optik war eine 17-55mm mit einer durchgehenden Blende von 2,8. Auch hier wieder: Flexibilität ist im Genre Doku eben durch nichts zu ersetzen. Lieber ein Bild nur suboptimal eingefangen, als gar nicht. Der Gesichtsausdruck eines Kameramanns hat etwas schmerzvolles, hat er den einmaligen Moment verpasst, nur weil er gerade die Festbrennweite wechseln musste.

Immer im Gepäck: eine 50mm f/1,4 als lichtstarken Notfall. Denn besonders unter Cinestyle wird es ab ISO 800 gruselig.

26 Das theoretische Maximum läge zwar bei 3,0, Tests zeigen aber, dass man ab 1,6 mit unangekündigten Abbrüchen der Aufnahme rechnen muss, was in der Praxis natürlich nicht tragbar ist. Die Software produziert hier eine höhere Datenrate, als die Hardware zu verarbeiten in der Lage ist.

Die Kamera wurde für ein besseres Handling in ein Rig eingebaut, inklusive Follow Focus (RJ) und Matte Box (namenloser Hersteller aus Indien). Nicht zu vergessen die Schulterstütze (anfangs Lanparte, später Tilta). Primärton gab's mittels ebenfalls aufgeriggetem Richtmikrofon (Rode). Die 600D erschwert einem da etwas die Arbeit, indem sie einen den integrierten Audio-Gain nicht abstellen lässt. Material klingt beim ersten Sichten immer stark verrauscht. iZotope sei Dank, dass sich das Problem aber in der Post-Produktion so einfach lösen lässt²⁷.

Für O-Töne griff ich zusätzlich noch auf Mäuschen²⁸ mit externem Rekorder (Zoom) zurück. Und redete mal keiner, eignete sich dieser auch perfekt für Atmos.

Die Post-Produktion fand innerhalb der CS6 statt, in erster Linie natürlich in Premiere. Ausschlaggebend war die native Unterstützung von H.264, außerdem die Plattform auf Windows, um so unabhängig von Öffnungszeiten und Belegungen des Schnitttraumes der Universität zu sein. Die Ton-Bearbeitung fand neben iZotope in Audition statt. Für kleinere Effekte wählte ich After Effects, der Integrität wegen zum Grading Color Finesse. Die fertige DVD entstand dann in Encore.

27 Ein Audio-Bearbeitungsprogramm, dessen DeNoise die rauschenden Frequenzen sehr gut erkennt und rausfiltern kann.

28 So nennt man innerhalb der Branche ein kleines Mikrofon, dass an die Kleidung des Sprechenden geklemmt wird.

Der gesamte Workflow war bereits erprobt. Die direkten Projekte davor liefen nach demselben Schema ab, für Experimente wäre *Sound of Decease* auch die falsche Baustelle gewesen. Geändert hatte sich bloß der Eigenanteil an Equipment. Technik der Universität war obsolet, wenn ich auch für den ersten Termin noch ein zusätzliches Audio-Aufnahmegerät dabei hatte. Das jedoch nicht zum Einsatz kam. Die Unabhängigkeit von Ausleihfristen oder der generellen Verfügbarkeit kann man gar nicht hoch genug schätzen. Man kann sich auch sicher sein, wie das Material davor behandelt wurde.

12. Und es dreht sich!

Der erste explizite Dreh zum Film – abgesehen von dem allgemeinen Sammeln von neutralen Bildern und der Nachfrage an die Kriegsberichterstatter während des Filmes davor – war das Treffen mit Prof. George Albrecht, Dirigent und Musikwissenschaftler, ehemals tätig an der Hochschule für Musik Franz Liszt hier in Weimar. Sabine Mehne vom Netzwerk Nahtoderfahrung hatte ihn mir als sehr zuvorkommend und gut erzählend beschrieben. Sie hatte nicht übertrieben.

Prof. Albrecht ging auf alle Fragen sehr ausführlich ein, beschrieb auch Themen, bei denen er eigentlich noch am Vorgespräch am Telefon meinte, er wolle diese lieber ausklammern. Die Hälfte meiner geplanten Fragen musste ich nicht mal stellen, er beantwortete sie bereits von sich aus. Dazu ein gemütlicher Drehort mit viel Licht und Platz, ein sehr geduldiger Gesprächspartner und ein hin und wieder schnarchender Hund. Dessen anfängliche Begeisterung schnell schwand, als er merkte, dass man eine Kamera nicht essen kann. Dank einer Erwähnung im Gespräch bot sich für ihn sogar ein kleiner Auftritt im Film an. Gut, schmeichelhaft war die Aussage nicht: dass für das Tier ja nur Fressen und Gassi gehen wichtig sei. Protest blieb aber aus.

Der erste explizite Dreh zum Film – und die absolute Beruhigung, dass das Thema aufgehen wird. Zu dem Zeitpunkt waren zwar noch viele Fragen offen, noch längst nicht jeder Part, den ich gerne im Film haben wollte, abgeklärt. Beruhigend aber einfach deswegen,

Prof. Albrecht alleine hätte schon ausgereicht, einen Film zu tragen. Allein die Geschichte dahinter, wie jemand mit 14 Jahren sein erstes Konzert dirigiert, ein halbes Jahrhundert lang Orchester und Chöre anführt, auf der Bühne einen Zusammenbruch erleidet und sich danach in erster Linie auf das kreative Erschaffen neuer Musik besinnt, während er dazu jeden Tag Sterbende Personen begleitet – genug Stoff, um ihn bei Bedarf auch ohne irgendwelche Zusätze zu verweben. Nur war das nicht mein Plan.

Doch wenn man so einen Plan B in der Hinterhand hat, das Minimalziel bereits übertroffen wurde, dann ist der Rest fast schon Kür. Wenn da irgendwas schief geht, was soll's. Was nicht heißen soll, dass ich mich jetzt zurücklehnen wollte, das sicher nicht. Die Messlatte für die künftigen Gesprächspartner war jetzt aber nicht ganz ohne.

Fast schon unheimlich waren die versteckten Vorlagen, die Prof. Albrecht lieferte: Sein Umfall, wie er es nannte, fand während Beethovens 9. Sinfonie statt. Das Konzert Mitte Mai war zu Ehren Wagners zweihundertstem Geburtstag.

Beethovens 9. dürfte viele ein Begriff sein, die etwas mit der Filmgeschichte bewandert sind. Die genauer gesagt den Film *Clockwork Orange* von Stanley Kubrick kennen, aus dem Jahre 1971. *Clockwork Orange* gilt heutzutage als Kultfilm. Es geht um Alex, den Anführer einer Gang, der sich mit seinen Kumpels die Tage in erster Linie mit Gewalt vertreibt. Alex ist ein großer Musikfan, besonders ein Komponist hat es ihm besonders angetan. Bis sich die Gewalt eines Tages gegen seine eigenen Freunde entlädt. Als es zu einem Mord kommt, wird Alex von seiner Gang zurückgelassen, er kommt

als Einziger ins Gefängnis. Dort wird er einer neuartigen Therapie unterzogen, bei der er gezwungen wird, sich tagelang gewalthaltige Filme anzusehen, bis er eine körperliche Aversion dagegen entwickelt. Untermalt sind alle diese Filme mit einer bestimmten Musik, auf die er daraufhin genauso mit Schmerzen reagiert. Besonders, da es die Musik seines hoch verehrten Lieblingskomponisten ist. Als Alex entlassen wird, gerät er in die Hände seiner ehemaligen Gang. Unfähig sich zu wehren, da er keiner Gewalt mehr fähig ist, wird von ihnen beinahe umgebracht. Zuletzt landet er bei einem seiner ehemaligen Opfer, das ihn durch Folter mit der Musik dazu bringt, aus dem Fenster zu springen.

Der Komponist, den Alex zu Beginn noch verehrte, war Beethoven. Sein Lieblingsstück war die 9. Sinfonie. Die ihn am Ende in einen Selbstmordversuch trieb.

Clockwork Orange gilt als einer von Kubricks größten Filmen, seine Darstellung von sinnloser, menschenverachtender Gewalt wurde unzählige Male zitiert. Wiederkehrendes Element durch den ganzen Film ist die 9. Sinfonie. Umso kurioser, dass sich der Umfall von Prof. Albrecht ausgerechnet zu dieser Musik ereignete.

Aber da war ja noch der zweite Zufall. Der, dass es sich bei dem Konzert im Mai ausgerechnet um Wagner handelt. Wieder ein Sprung in die Filmgeschichte, bei den meisten dürfte es schon klingeln, erneut ein Kultfilm, der als Meilenstein gilt, diesmal von 1979 und von Francis Ford Coppola. Die Rede ist von *Apocalypse Now*, einem Film angesiedelt im Vietnam-Krieg. Ein Film, der vor allem für eine Szene berühmt wurde, eine Szene, die auch den meisten ein Begriff ist, die den Film nie gesehen haben: Eine

Schwadron Helikopter fliegt einen Angriff auf ein vietnamesisches Dorf, es werden Raketen abgefeuert, unschuldige Zivilisten fallen dem Angriff zum Opfer. Eine Unterscheidung in Recht und Unrecht ist schon lange nicht mehr möglich. Die "Helden" kommen mit martialischer Musikuntermalung angedonnert, eine Chance hat niemand in diesem Dorf.

Die Musik ist der sogenannte Walkürenritt. Von Wagner.

In einem Film würde man dermaßen viele Zufälle für absolut unrealistisch halten. Dass ein Gesprächspartner ausgerechnet so viele Themen in sich vereint, und einen auch noch zu solchen Parallelen führt. Und nur zehn Gehminuten entfernt wohnt.

Wie war das nochmal mit dem Thema Glück beim Dokumentarfilm?

Zweiter Dreh, diesmal der am weitesten entfernte. Immerhin über 300km, rechnet man von Weimar aus. Sabine Mehne hieß die Dame, von ihr hatte ich auch die Empfehlung für Herrn Albrecht bekommen. Per Auto ging es nach Darmstadt, von dort zu zweit nach Wiesbaden, Ziel war Schloss Freudenberg. Die Idee dazu kam von Frau Mehne selbst: Schloss Freudenberg bietet einen sogenannten Erlebnispfad, man kann sich mit unterschiedlichsten akustischen oder auch visuellen Eindrücken beschäftigen, rumspielen, experimentieren. Das klingt etwas abstrakt, vorstellen muss man sich das so, dass zum Beispiel im akustischen Bereich verschiedenste Gongs oder auch die abstrusesten Instrumente zum Ausprobieren bereit stehen. Instrumente, denen man so ohne weiteres nie ansehen

würde, dass sie Töne von sich geben würden, und dann schon gar nicht solch unwirklich erscheinenden Klänge. Besonders interessant waren die Klangsteine, eine Erfindung des Klangkünstlers Klaus Fessmann. Große, massive Steine, die je eine eigene Riffelstruktur aufweisen. Fährt man nun mit nassen Händen den Stein entlang, entsteht ein Klang – und zwar einer, den man nie erwarten würde.

Sabine Mehne ist Mitbegründerin des Netzwerk Nahtoderfahrung, dem deutschen Ableger der International Association of Near-Death-Studies. Sie hatte selbst vor mittlerweile 18 Jahren eine NTE im Zuge einer schweren Krankheit, die sich als Hodgkin-Lymphom herausstellte, einer systemischen Krebserkrankung.

Ganz anders als Prof. Albrecht ist Frau Mehne sehr aktiv darin, auch in der Öffentlichkeit das Thema Nahtod zu verbreiten. Höhepunkt dazu ist ihr Mitte Februar (zwei Tage nach unserem Treffen) erschienenes Buch *Licht ohne Schatten*.

In einem Vorgespräch erzählte mir Frau Mehne, das während ihrer NTE ein besonderer akustischer Eindruck geherrscht habe, es aber nichts direkt vergleichbares gebe, dass dieses 1:1 widerspiegeln würde. Womit wir wieder bei den Klangsteinen wären. Diese seien das bisher Einzige, das ihr untergekommen sei, dass dieser Erfahrung zumindest nahe gekommen wäre. Die einzige passende Beschreibung wäre, die Klänge mit sphärisch zu benennen. Nur muss sich jeder etwas eigenes darunter vorstellen.

Die Öffentlichkeits-Abteilung des Schlosses erwies sich als äußerst zuvorkommend. Eine Drehgenehmigung vor Ort war kein

Problem, jeder der Mitarbeiter wusste Bescheid (bereits als sie sahen, da nähert sich jemand mit einem Stativ unter dem Arm), der entsprechende Raum war extra für zwei Stunden für andere Besucher gesperrt, alles war vorbereitet. Und das komplett umsonst.

Der Drehort war die weite Reise absolut wert. Die erwähnten Klangsteine oder auch nur etwas annähernd äquivalentes ist mir bisher nicht untergekommen. Besonders in Kombination damit, dass es keine vorgegebene Weise gibt, wie man diese Steine zu spielen hat, wenn man es denn so nennen kann. Stattdessen ist es etwas persönliches. Sabine Mehne beschrieb das Gefühl dabei so, dass nicht nur der Spieler selbst etwas an den Stein weitergibt, sondern auch etwas zurückkommt, Spieler und Stein schwingen zusammen, als eine Einheit. Das macht die Klänge umso treffender, da auf diese Weise noch eine zusätzliche Ebene als Verbindung dieses Steines zum Thema Tod eröffnet wird.

Besonders wenn man bedenkt, dass diese Stein auch äußerst massiv sind. Nicht gerade ein Instrument, dass man mit so leichten, sphärischen Klängen verbindet. Um es zuzugeben, dieser Aspekt kam von Frau Mehne. Ich würde mich dem aber sofort anschließen.

Auch das Gespräch selbst lief perfekt ab. Fragen musste ich nur drei- oder viermal stellen, den Rest der Zeit hat Frau Mehne einfach frei von der Seele weg geredet. Kurz und schmerzlos, schon war wieder alles vorbei. Auf zu 300 Kilometer Heimreise!

Fassen wir also zusammen: Zu Beginn der Recherche hielt ich es für unwahrscheinlich, überhaupt jemanden mit Nahtoderfahrung vor die Kamera zu bekommen. Doch was passiert? Ich bekomme

gleich zwei, beide erzählen sehr gut, haben auch komplett unterschiedliche Hintergründe und Abläufe auf Lager. Beide haben ein komplett unterschiedliches Drumherum, einmal das Komponieren und die Arbeit im Hospiz, einmal die Klangsteine, so dass man auch nicht befürchten muss, dass sich die beiden Personen doppeln. Minimalziel mehr als erreicht!

Was man auch nicht alles aus dem Fernseher lernt: Das Hodgkin-Lymphom war mir namentlich sogar geläufig. Die Diagnose taucht des öfteren in der Serie *Dr. House* auf.

Der nächste Termin war ausnahmsweise kein Drehtermin, sondern ein Vorbesuch. Aus gutem Grund.

Die leitende Ärztin der Rechtsmedizin meinte, es wäre besser, ich schaute mir das vorher einmal an. Der Anruf kam sehr kurzfristig, nachmittags, ob ich am nächsten Tag um 8:30 Uhr Zeit hätte. Es gäbe gleich zwei Obduktionen in Folge, einmal eine verwaltungstechnische (hierbei sollen Unklarheiten über die Todesursache nochmal kontrolliert werden), direkt danach eine rechtsmedizinische (zur Spurensicherung und Feststellung der Todesursache, wenn eine Leiche durch die Polizei gefunden wird). Für die zweite gab es noch den Hinweis, diese sei "weniger frisch".

Dank der Beschreibung "das Haus ohne Putz, sieht so etwas nach Abrisshaus aus" war die Rechtsmedizin schnell gefunden. Ein herzlicher Empfang und dazu die Überraschung, ich war nicht der einzige Zuschauer. Eine Praktikantin des LKA war ebenfalls da. Wenn ich es richtig verstanden habe ging es darum, dass zur

Ausbildung dazugehört, insgesamt 5 Obduktionen beizuwohnen.

Die beiden zuständigen Ärztinnen (Friederike Raab, Sektions-Assistentin, und Julia Schermer, Assistenzärztin) waren äußerst zuvorkommend, und waren auch echt gut drauf. Genau wie die ganze Atmosphäre vor Ort. Da wird der Ärztin auf dem Weg in den Obduktionssaal schon mal "Viel Spaß" gewünscht. Und freudig erwidert.

Ein Stock tiefer gab es erst mal Kittel zum Überziehen und Mundschutz. Handschuhe wären auch dagewesen, für den Fall, dass wir mal was „anfassen wollten“. Wir beide (die Praktikantin und ich) haben aber darauf verzichtet.

Erste Leiche, es geht los mit voller Routine, wie das normalste der Welt, das man zum tausendsten Mal macht. Muss aber auch, denn die Rechtsmedizin ist stark ausgelastet, Termindruck, in anderthalb Stunden kommt die nächste Leiche, bis dahin muss alles fertig sein. Die beiden "löffelnden" Damen (der Ausdruck stammte von einem Polizeibeamten bei der zweiten Obduktion) waren auch während der Arbeit jederzeit bereit, Fragen zu beantworten. Teilweise verlief die Sektion wie eine Biologiestunde. Bloß mit richtigem Anschauungsmaterial. Und Praxiserfahrung, wenn die Praktikantin gleich mal mit eingebunden wird, das Gewicht der Organe zu notieren. Eine lockere Arbeitsatmosphäre, alle gut gelaunt, mehr kann sich doch gar nicht wünschen. Inklusive ein ganz besonderes Geräusch: Charakteristisch für die Arbeit ist ein ziehendes Geräusch, wenn die Organe vom Beckenboden gelöst werden. Sofern alles in Ordnung ist. Das Geräusch der elektrischen Säge beim Öffnen des Schädels war dagegen wie erwartet. Der

letzte Schlag mit dem Hammer gegen den Meißel erinnert an das Öffnen einer Kokosnuss. Nach nur einer Stunde war die vermutete Todesursache bestätigt, abgesehen einiger Proben kommt alles wieder in Körper. Da das Gehirn bei der Untersuchung in Scheiben geschnitten wird und nicht mehr gescheit im Schädel halten würde, wird dieses mit dem Rest in den Brustkorb gepackt. Der Kopf wird mit Zellstoff ausgestopft. Da drängen sich Bilder altägyptischer Mumifizierungsverfahren geradezu auf. Am Ende alles mit grober Schnur zusammengenäht und ab zurück in die Kühlkammer, wo die Leiche bei 8° C auf den Bestatter wartet.

Zweite Leiche, noch mehr Publikum. Diesmal mit Anwesenheit zweier Polizeibeamter in Zivil, da es sich um die Obduktion einer gefundenen Leiche handelt. Mehr Details lasse ich wegen der Verschwiegenheitsverpflichtung mal außen vor, nur soviel: Wenn es warm ist, setzt Verwesung deutlich schneller ein, als ich bisher dachte. Da reichen ein paar Tage, und von der natürlich Hautfarbe ist nichts mehr zu finden. Soviel zum Thema, "nicht ganz so frisch". Ebenfalls habe ich dabei gelernt, was es mit dem süßlichen Geruch auf sich hat.

Süßlich ist fast immer das Adjektiv, wie Leute den Geruch einer Leiche beschreiben. Auch Leute, die nie eine Leiche zu Gesicht bekommen haben, es erzählt eben einer dem nächsten. In Wirklichkeit ist süßlich kaum der treffende Begriff. Was der treffende ist, weiß ich ehrlich gesagt nicht. Kein angenehmer, soviel sei gesagt. Süßlich ist das Pulver, dass vom Bestatter auf die Leichen gestäubt wird, um den unangenehmen Geruch zu überdecken. Daher der Eindruck, Leichen würden süßlich riechen. Dieses Bestatterdeo (so

nannten es die Ärztinnen) empfinden dann wiederum solche Leute, die tagtäglich mit Toten zu tun haben, erst recht als unangenehm. Und sagen lustigerweise, der normale Geruch der Leichen wäre ihnen lieber. Kann ich nicht bestätigen. Die Praktikantin des LKA schon.

Der lockere Umgang der Personen beeindruckt. Die beiden Beamten waren nicht zum ersten Mal bei einer Obduktion, da gibt es lockeren Smalltalk, bringt der eine dem anderen irgendwelche Fotos von vor kurzem mit, wird gelacht. Kommt eine Kollegin noch kurz vorbei, um hallo zu sagen. Der Ablauf ist exakt derselbe wie vorher – die Leiche hat nur eben eine andere Farbe. Die Beamten sind für Nachfragen da, die Todesursache ist auch schnell gefunden. Wie es dazu kam, ist dann wieder eine andere Frage.

Ich weiß nicht, wann ich das letzte mal eine Person so schnell habe reden hören, wie die Ärztin beim Diktieren des Befundes. Diesmal werden viel ausführlichere Proben genommen, zur Beweissicherung. Neu gelernt: Die Achilles-Verse ist besonders zur Identifizierung geeignet, da sich Zellen und somit auch DNA-Spuren hier besonders lange halten, auch wenn der Rest schon verwest. Am Ende wird alles verschnürt und diesmal direkt wieder im Metallsarg abgeholt.

Was bleibt? Klappern beim Putzen und Spülen des Werkzeugs. Wie nach dem Kochen. Der Vergleich kommt nicht von ungefähr, die Ärzte bedienen sich zur Beschreibung besonders gerne am Küchenvokabular. Auch wenn man es nicht denken sollte, da wird schon während der Arbeit übers Essen geredet. Am Ende ruft noch glatt eine Kollegin an, sie würden bei Joeys Pizza bestellen, ob noch

jemand was möchte. Wohlgermerkt: Sie ruft an dem Telefon an, dass wie eine Sprechanlage direkt im Obduktionssaal installiert ist. Wie eine Sprechanlage deswegen, um es leichter putzen zu können, wenn man mit blutigen Handschuhen rangeht.

Beide Ärztinnen waren dem Thema von *Sound of Decease* sehr aufgeschlossen. Also blieb am Ende die Abmachung, ich würde in den nächsten ein bis zwei Wochen angerufen werden. Recht kurzfristig, die Sektionen lassen sich selten weit im Voraus planen.

Dritte Leiche, die Woche darauf. Diesmal mit Kamera, abends, als es schon dunkel ist. Assistenzärztin und Sektionsassistentin waren bereits den ganzen Tag unterwegs, von Sektion zu Sektion, jetzt steht noch eine Verwaltungssektion auf dem Plan. Ohne Zeitdruck, es ist der letzte Termin des Tages. Bloß der Feierabend ruft schon.

Business as usual, mittlerweile weiß ich schon, in welchem Schrank die Klamotten zum Drüberziehen sind. Vor Beginn einigen wir uns aufs Du. Los geht's.

Ich hatte einige Fragen vorbereitet, aber wie sich so beim Filmen zeigt, die meisten sind doch irgendwie fehl am Platz. Die Bilder sprechen eigentlich für sich. Auch wenn sich das Drehen als schwieriger rausstellte, als zuerst gedacht. Zwei Personen zu filmen, die direkt an einer Leiche arbeiten, ohne diese aber wiederum zu zeigen, kann auf Dauer recht eintönig werden, da einem schon mal die Motive ausgehen. Positiv dagegen: Da beide einen Mundschutz tragen, ist man nicht auf Lippensynchronität angewiesen. Das soll nicht heißen, dass der Inhalt verfälscht wird, indem man Sätze bei

unpassenden Gelegenheiten in den Mund legt, aber man ist bei Zwischenschnitten flexibler. Da kann man zur Neutralisation auch kurz ein paar Sekunden von einer Totalen zu einem völlig anderen Zeitpunkt nehmen, ohne dass es im Gespräch auffällt.

Beide Damen sind gut gelaunt wie das letzte Mal, es gibt Smalltalk, man unterhält sich, wie man nachher nach Hause kommt. Eben absoluter Alltag. Genau was ich wollte. Plus die spezifischen Geräusche wie das Gluckern am Abfluss, wenn blutgetränktes Wasser abläuft, das Surren der Säge beim Öffnen des Schädels, das ziehend-saugende Geräusch, wenn die Organe am Beckenboden gelöst werden. Am Ende jede Menge Klappern beim Abspülen.

Wenn sich am Ende beide Ärztinnen über die *Simpsons*-Folge vom Vortag unterhalten, musste ich mir auf die Zunge beißen, nicht einfach in die Aufnahme reinzuplappern. Einfach eine völlig unaufgeregte Arbeitsatmosphäre, ohne Dramatik, aber alles andere als alltäglich, jedenfalls für den Zuschauer. Genau was ich wollte. Nichts vom sonstigen Klischee aus Filmen.

Durch die Kamera wirkt so eine Obduktion gleich deutlich harmloser. Man sollte nicht unterschätzen, was für eine Distanz dadurch entsteht, dass man sich ein Bild auf einem kleinen Bildschirm anschaut – auch wenn der Ursprung direkt vor einem liegt. Was dagegen auch die Kamera nicht aufhalten kann, ist der Geruch. Der beißt sich so in der Nase fest, dass man auch den restlichen Tag noch was davon hat.

Das Equipment hat zum Glück nichts abbekommen. Hätte sicher den Wiederverkaufswert auf Ebay geschmälert.

Fazit: Auch der dritte Drehtermin verlief so, wie ich mir das vorgestellt hatte. Eine etwas schräge Beschäftigung nur, wenn man bedenkt, dass ich an dem Tag Geburtstag hatte.

Was hängenbleibt: Der Geruch in der Nase. Der jedes Mal wiederkommt, wenn man das Material aufs Neue betrachtet beim Schneiden. Mir ist immer noch ein Rätsel, wie sich der Geruch beschreiben lässt. Am Abend nach dem Dreh hatte ich eine Pizza gegessen, die unter anderem mit gebratenem Speck belegt war (an seinem Geburtstag darf man so was). Der Geruch des Specks ging in etwa in die Richtung. Zum Glück war der Hunger groß genug. Fett, in einer etwas ranzigen Form, mit überschrittenem Verfallsdatum, das wäre ein ungefährender Vergleich. Es würde auch passen, auf Fett trifft man reichlich, wird ein menschlicher Körper zerlegt. Fast die ganze Haut ist auf der Innenseite damit durchsetzt. Bei so mancher Leber fragt man sich, wie diese jemals in den Körper gepasst hat. Ranziges Fett trifft es, denke ich. Nicht gerade schmeichelhaft.

Es kann sich ja gerne jeder selbst vom Gegenteil überzeugen.

Der letzte Termin fand nur einen Monat vor Abgabe statt. Das ließ sich leider nicht vermeiden. George Albrecht in Aktion, während einer Probe zu einem Konzert zum zweihundertjährigen Jubiläum Wagners. Wie er schon im Gespräch mit mir sagte, sind seine Termine als Dirigent rar gesät, man muss also nehmen, was kommt.

Was kommt, ist gleich auch die Bürokratie dazu. Ausschnitte der geprobtten Stücke kann man nicht einfach so verwenden. Das Urheberrecht Wagners spielt zwar keine Rolle mehr, dafür ist dieser bereits zu lange tot, das Leistungsschutzrecht des Orchesters ist jedoch etwas anderes. Etwas, dass es nicht umsonst gibt. Oder: Es gibt nur drei Minuten davon.

Zum Glück zeigte sich, dass drei Minuten ausreichen können. Mehr wäre schöner gewesen, die Musik hätte öfters im Film als Untermalung erhalten können. Zumindest aber konnten die Platzhalter ersetzt werden, die den Rohschnitt bis dahin als Flickenteppich zusammenhielten.

Die Probe war in etwa so wenig spektakulär, wie erwartet. Mehr nicht. Da aber die Erwartungen erfüllt wurden, kann man sich nicht beschweren. George Albrecht zeigte vollen Einsatz als Dirigent, die Leidenschaft dahinter konnte man deutlich sehen. Platz genug um die Kameraposition zu verändern war in dem Probenraum ebenfalls. Der sich versteckt hinter einer kleinen Tür in einem mit Graffiti verschönertem Haus befand. Man merkt, dass die Musiker Profis sind. Kaum etwas wird zweimal geprobt, große Teile auch komplett übersprungen. Zu korrigieren gibt es so gut wie gar nichts. Nach zwei Stunden ist alles vorbei. Genau die Zeitspanne, die George Albrecht im Interview Monate davor nannte.

Endlich war das gesamte Material beisammen. Ohrwurm inklusive. Der Walkürenritt kam allerdings nicht vor.

13. Was sich bei der Sichtung so ergibt

Der Werther-Effekt²⁹. Genaugenommen, er kam nicht vor, aber bei manchen Aussagen sollte man ihn besser im Hinterkopf behalten. Zumal wenn man journalistischen Ansprüchen genügen will.

Sabine Mehne geriet in ihrer Erzählung mehr als einmal ins Schwärmen über ihr Erlebnis, sie sprach von einer riesigen Sehnsucht danach, an diesen Ort, diese Dimension zurückzukehren. Für die Hinterbliebenen war dieses Gefühl äußerst unverständlich. Zu Recht, wie sollte man nachvollziehen können, dass sich jemand nach einem Todeserlebnis erst Recht zum Tod hingezogen fühlt? Während die Person gleichzeitig beteuert, das Leben besser schätzen zu können.

Zugegeben, es geht nicht um direkt um Suizid, somit ist Werther-Effekt auch nicht der treffende Begriff. Die Problematik dahinter ist aber dasselbe. Eine Verherrlichung des Todes könnte labile Persönlichkeiten unter Umständen negativ beeinflussen. Beweisen lässt sich das zwar nicht, genauso wenig wie der Werther-Effekt an sich, aber man sollte das Thema im Hinterkopf behalten. Nicht umsonst widmet der Deutsche Presserat in seinen Publizistischen

29 Als Werther-Effekt wird in der Medienwirkungsforschung, Sozialpsychologie und Soziologie die Annahme bezeichnet, dass ein kausaler Zusammenhang zwischen Suiziden, über die in den Medien ausführlich berichtet wurde, und einer Suizidrate in der Bevölkerung besteht. - Definition nach Wikipedia

Grundsätzen (auch bekannt unter der Bezeichnung Pressekodex) dem Punkt einen extra Absatz, in dem Zurückhaltung in der Berichterstattung von Selbsttötungen angemahnt wird³⁰.

Mein Plan also, das Problem zu lösen? Die Aussage darf auf keinen Fall für sich allein stehen, um Fehlinterpretationen zu verhindern. Es muss klar sein, woher die Sehnsucht rührt – und warum ihr nicht nachgegeben wird.

Die Idee, dass jemand nach einem Nahtod-Erlebnis allzu schwärmerisch von eben diesem berichtet und das problematisch sein kann, ist nicht allein von mir. In einer Folge der Puppenserie *Die Dinos*³¹ erleidet die Oma der Familie einen Zusammenbruch, ist auf dem besten Weg ins Jenseits. Der Zeitpunkt stellt sich als Irrtum heraus, sie wird zurückgeschickt. Ausgenutzt von windigen Verkäufern wird ihr Erlebnis in einer Fernsehshow vermarktet. Oma Ethel erzählt begeistert vom Leben danach, bis zu einem erneuten Zusammenbruch vor laufender Kamera. Erneut ist ihre Zeit zwar nicht gekommen, doch sie begegnet ihrem verstorbenen Mann, der sie warnt, weiterhin Personen für das Sterben zu begeistern. Das eigentliche Leben sei dafür viel zu kostbar.

Ich kann zwar hiermit versichern, dass ich auf das Problem unabhängig der Serie gekommen bin. Interessant aber, dass sich auch in über 20 Jahren nichts daran geändert hat.

30 Richtlinie 8.5 “Selbsttötung”, nachzulesen unter <http://www.presserat.info>

31 Staffel 2, Folge 18, deutscher Titel: *Himmlische Oma*, Originaltitel: *The Last Temptation Of Ethel*. Erstausstrahlung am 12.02.1992 auf ABC.

Ein Punkt, der mir die ganze Zeit über Kopfzerbrechen bereitet hat: Wie stellt man die im Film vorkommenden Personen so dar, dass sie auch auf keinen Fall in einem falschen Licht stehen? Das Problem hat man zwar immer, aber die Thematik von *Sound of Decease* macht es deutlich schwieriger. Einige Leute werden die Augenbrauen hochziehen, wenn sie allein vom Thema Nahtod-Erfahrung lesen. Und die betreffenden Personen von vornherein als Spinner abtun.

Selbes Problem, andere Richtung, beim Thema Rechtsmedizin, ein für viele sehr gruseliges Thema. Hier besteht schnell die Gefahr, dass die Ärzte als Freaks abgestempelt werden, die im Keller an einer Leiche nach der anderen rumschnippeln, ohne jedwedes Pietätsgefühl. Prinzipiell gilt zwar, macht man etwas tausendmal, so stellt sich nun mal Routine ein. Nach außen hin ist das aber meist schwer nachzuvollziehen. Tatsächlich wurde während der Obduktion häufig gelacht, wurden gegenseitig kuriose Funde präsentiert. Dem ein oder anderen mag das sicher sauer aufstoßen, man kann das als respektlos empfinden. Das wäre aber realitätsfern. Und sicher auch nicht im Sinne der Angehörigen. In den Händen fröhlicher Menschen sind die Toten sicher besser aufgehoben, als in den Händen von Psychopathen. Es wäre auch unrealistisch zu denken, man selbst würde anders handeln. Die beiden Damen der Jenaer Rechtsmedizin waren wohl kaum die eine große Ausnahme.

Bei den Chirurgen während der Herz-Operationen, die ich Jahre zuvor filmte, war das auch nicht anders. Diese waren genauso gut gelaunt. Routine, die sich eben nach der x-ten Operation einstellt. Ist doch besser, als wären diese dauergestresste Alkoholiker (wie allzu oft in Medien dargestellt).

Der deprimierende Teil daran ist, dass man das Problem nicht lösen kann. Wer seine Vorurteile hat, wird diese behalten. Wer offen für neues ist, wird angenehm überrascht sein. Damit das klappt, muss man eben immer den Zusammenhang zeigen. Dass während der Obduktion immer aus einem, wenn auch noch so banalen, Grund gelacht wird, der herzlich wenig mit Respektlosigkeit zu tun hat. Sondern damit, dass dort ganz normale Menschen arbeiten.

Wenn man selber mehrere Stunden neben einer offenen Leiche steht, ist man froh über etwas Ablenkung. Bloß wie versteht es ein Außenstehender, wenn die Ärztin zum Schluss meint: „Jede Leiche ist wie ein Überraschungsei. Man weiß nie, was drin ist.“

Die Platzierung des Themas Buchenwald war auch schwieriger, als gedacht. An der falschen Stelle kann man durchaus meinen, da solle ein Zusammenhang gewoben werden, wo eigentlich keiner hin soll. Wenn Sabine Mehne von einer Sehnsucht nach dem Tod redet, kann der Tod tausender direkt danach ziemlich unpassend erscheinen. Geht es um medizinische Experimente in einem KZ, könnte man es missverstehen, sieht man danach gut gelaunte Ärztinnen beim Sezieren einer Leiche. Zumal Bilder des Sektionsraumes in Buchenwald vorkommen.

Bleibt einem also der Versuch, möglichst klar zu machen, dass es nicht um einen Zusammenhang geht, sondern um ein eigenständiges Gebiet. Dass man nicht vorhatte, Leute damit in Verbindung zu bringen und eine der beiden Seiten zu verunglimpfen. Ich hoffe mal, das hat funktioniert.

Dazu kommen auch kleine Verständnisprobleme. Wenn Prof. Albrecht davon redet, dass sein Umfall während eines Konzertes

stattfind, sollte man dem Zuschauer auch einen Hinweis geben, dass es sich nicht um das Konzert handelt, dessen Probe man gerade sieht. Naheliegend wäre die Vermutung auf den ersten Blick auf jeden Fall. Bloß auf die Idee dazu kommt man erst nach der ersten oder zweiten Rohschnittfassung. Immerhin rechtzeitig.

14. Von Schnitt zu Schnitt

Die erste Schnittfassung kam auf eine Länge von rund 55 Minuten. Ohne Füllbilder, einfach nur die O-Töne, von denen ich dachte, sie sind interessant genug, hintereinander gelegt. Halbwegs in der Reihenfolge, die Sinn machen könnte. Anschließend einmal das ganze Werk am Stück durchgesehen, erst so kann man wirklich beurteilen, ob die Reihenfolge Sinn macht. Welche Dinge sich wiederholen, und welche schlicht und einfach langweilen. Danach wird gekürzt. Unabhängig davon, wie stolz man vorher noch auf die Frage war. Das sollte jedenfalls der Optimalfall sein, in der Realität fällt einem dies mehr als schwer. Hat man doch jede Menge Zeit und Arbeit investiert.

Überraschenderweise fiel dem allerersten Rohschnitt nur sehr wenig der Schere zum Opfer. Nur zwei oder drei Minuten, die meisten Fehler lagen in der Reihenfolge. Nicht darin, dass der Inhalt langweilig gewesen wäre. Ungewohnt. Zum Vergleich, die erste Schnittversion von *Nur ein paar Kilometer* ging ebenfalls knapp eine Stunde. Nach einmal Sichten waren es noch 50 Minuten, nach dem zweiten 40, beim dritten noch rund 35 Minuten. Auf diesen Wert pendelte sich dann auch das Endergebnis ein³².

Das änderte sich auch eine Weile nicht. Auch nach dem dritten

32 Die Version mit einer Länge von 19:30 min entstand erst später für Wettbewerbe mit entsprechenden Zeitlimits. Wie sich aber so oft zeigt: Eine kurze Version ist häufig auch knackiger. Deswegen fiel die ursprüngliche Version damit unter den Tisch.

Sichten war die Version fast genauso lang. Ein gutes Zeichen. Eine Zeitvorgabe existierte nicht, der Film konnte so lange werden, wie er sich trägt. Wenn man sich nach über 50 Minuten nicht langweilt, muss das Thema ja was hergeben.

Früh änderte sich die Einbindung von Buchenwald. Ursprünglich war das Thema als eigener Bereich geplant, gleichberechtigt mit den Sektionen oder den NTE-Erzählungen. Bis zur ersten Fassung lies eine Antwort der Gedenkstätte auf sich warten, das Thema landete als Platzhalter in der ersten Fassung. Wirklich glücklich war ich damit jedoch nicht. Es fehlte eine sinnvolle Heranführung. Fast an egal welcher Stelle Buchenwald stand, fast immer bekam der O-Ton davor oder danach einen komischen Beigeschmack. Andere Parts, die ich gerne einbauen wollte, wirkten dagegen durch ihre Kürze immer etwas fehl am Platz. Dazu gehörten mindestens ein Zitat der letzten Worte eines zum Tode verurteilten³³.

Bis mir die Idee kam, über den ganzen Film kleine Informationshäppchen zu verteilen, die jeweils nur einen Aspekt nennen, den man sowieso nicht lange ausführen könnte. Auf die Weise könnten wieder interessante Fakten eingebracht werden, die ich mangels Bilder dazu eigentlich schon verworfen hatte. Für eines davon lieferte mir Sabine Mehne sogar noch eine Steilvorlage: Sie redet von den Schreien, die sie während ihrer Zeit im Krankenhaus

33 Auf eine Namensnennung der Person habe ich verzichtet, sie würde auch keine Rolle spielen. Die letzten Worte werden dabei ganz offiziell vom Staat veröffentlicht, so ist auf einer Website des Staates Texas nachzulesen, was jeder Verurteilte zuletzt gesagt hat. Ebenso seine Henkersmahlzeit.

gehört hatte. Nach dem Motto „Im Weltall hört dich niemand schreien“ hatte ich das passende Bild dazu parat: Panstarrs, ein Komet, der im März von der nördlichen Hemisphäre aus sichtbar war. Angekündigt als erster mit bloßem Auge sichtbarer Komet seit Hale Bopp im Jahre 1997. Dazu muss ich sagen: Wäre nicht zufällig noch ein älterer Herr auf demselben Aussichtshügel gewesen (zusammen mit einem ebenfalls zufällig dort wartenden Dozenten der Fakultät Medien waren wir sogar zu dritt), der mehr von Astronomie verstand, hätte ich ihn nicht gefunden. -0,75 Dioptrien auf beiden Augen zum Trotz, aber mit bloßem Auge war da nichts zu erkennen, das können auch die neugierigen Spaziergänger bestätigen.

Wenn man bedenkt, wie selten ein Komet der Erde so nahe kommt (wie gesagt, der letzte kam 1997), wie Kometen häufig als todbringende Unheilsbringer galten, einer von ihnen (vermutlich) Millionen von Dinosauriern und andere Lebewesen getötet hat, sie aber gleichzeitig durch das Vakuum im All völlig geräuschlos sind, dann war Panstarrs so ziemlich der größte Zufall des gesamten Filmes. Und es waren ja nicht gerade wenige Zufälle.

Dafür geht sein Auftritt allerdings nicht mal eine Minute. Als ominöser heller Fleck vor schwarzem Hintergrund.

Ein Film braucht einen roten Faden. Oder gerne auch eine gewisse Klammer, die Anfang und Ende zusammenführt, so dass es insgesamt eine runde Sache ergibt. Viele Möglichkeiten gab es nicht, geht man vom Material aus, dass ich gedreht hatte. Genaugenommen gab es genau eine: die Sektion. Die hat einen klaren Anfang, ein klares Ende. Deswegen der Plan, genau dies als Klammer zu nutzen.

Anfangen damit, dass die Leiche aus der Kühlkammer auf den Sektionstisch gewuchtet wird. Geendet damit, wie alles wieder schön sauber gemacht wird (ein Punkt, der übrigens nicht die Putzfrau von ihrer Arbeit in dem Raum entbindet. Auch wenn sie sich davor laut der Assistenzärztin gruselt).

Dass ich mit dem Schnitt anfangen musste, bevor ich das gesamte Rohmaterial beisammen hatte, machte die Sache nicht gerade einfacher. Es fehlte noch ein essentieller Part, die Konzertprobe mit Herrn Prof. Albrecht. Der Termin lag aber erst Mitte Mai, einen Monat vor Abgabe. Erst dann mit dem Schnitt zu beginnen wäre eine Schnapsidee. Sofern man darauf steht, nachts doch die eine oder andere Stunde zu schlafen. Der erste Rohschnitt fand ohne diese Bilder statt. Stattdessen standen an den Stellen nur knappe Texte vor schwarzem Hintergrund, was hier später mal zu sehen sein sollte. Eine solche Probe sollte ja recht vorhersehbar sein, es schien mir durchaus planbar, was für Bilder ich bekommen würde. Das erste Mal war es trotzdem, so zu arbeiten. Und äußerst fördernd für das Abstraktionsvermögen. Ich wollte nämlich auch die Musik der Probe nutzen, diese über andere Szenen wie die Obduktion rüberlegen. Ob das funktioniert? Schwer zu sagen. Zwei Ärztinnen bei der Arbeit, unten am Bildrand der Text „hier Musik von Probe“ ist nicht aufschlussreich. Permanente harte Schnitte durch schwarze Bilder und fehlendem Ton genau sowenig. Über die Länge des Films lässt sich so auch nur mutmaßen.

Dafür hatte ich für die Probe eine genaue to-do-Liste, was ich an Bildern abarbeiten musste.

Ein erster Rohschnitt zeigte eine Struktur, die mir schon viel zu lange anhafte. Schön brav werden alle Teile unterschritten, alles folgt einem einzelnen roten Faden, bloß nicht zu lange auf derselben Stelle rumkauen. Wie man es von Standard-Reportagen gewohnt ist. Bisher war das auch nie (für mich) ein Problem. Bisher ging aber auch noch kein Film von mir 50 Minuten.

50 Minuten nach diesem Schema wirken ermüdend und inspirationslos. Und entsprechen in keinster Weise dem Vorbild *The End of Time*.

Also der erste Umschnitt. Längere einzelne, zusammenhängende Passagen. Nicht immer von einer Person zur anderen springen. Stattdessen bekommen jetzt Prof. George Albrecht und Sabine Mehne ihre eigenen Teile, sie zuerst, wie es sich gehört. Unterschritten werden beide nur zu Beginn, um in das Thema einzuführen, und zum Schluss, um ein Fazit zu ziehen. Auf diese Weise stehen auch beide einzelnen Schicksale für sich. Es macht sie dadurch wertiger. Würden sich beide immer abwechseln, würden sie beliebiger wirken, als wäre es mehr oder weniger dasselbe. Das es jedoch nicht ist.

Das Ergebnis: Der Film wird ruhiger, man kann besser beiden Personen folgen, es sind zwei Gebiete für sich, zwei einzelne Stationen. Der Film ist unterteilt.

Die kurzen Informationshäppchen flogen wieder raus. Buchenwald war wieder ein ganzes Stück. Als Zäsur in der Mitte, zwischen beiden Protagonisten.

Immer wieder gut, wenn man immer wieder am kürzen ist: Das gesamte Rohmaterial aufs neue durchgehen. Vielleicht sind Dinge dabei, die man zu Beginn für wertlos hielt, die aber in der neuen

Schnittform plötzlich perfekt hinein passen.

Gefunden habe ich auch mehrere Passagen. Keine weltbewegenden Änderungen, aber sie bieten doch die oder andere interessante Zusatzinformation.

Genauso wie wieder der Einstieg des Filmes eine völlig neue Wendung genommen hat. Jetzt spielt Panstarrs eine völlig neue Rolle. Formuliert man es wohlwollend, könnte man den Beginn auch mit einer Hommage an *The End of Time* bezeichnen. Die Parallelen im Stil lassen sich jedenfalls nicht übersehen: Weltraum, kombiniert mit mysteriösem Soundteppich. Informationen dazu als eingeblendeter Text.³⁴

Esbahnt sich damit aber noch eine weitere Parallele an: Die Gefahr, bereits bald nach Fertigstellung nicht mehr aktuell zu wirken. *The End of Time* hatte dieses Problem. Während der Entstehung mochte der Sprung Kittingers für die meisten Zuschauer etwas Unbekanntes und Neues gewesen sein. Die meisten Leute haben davon noch nie etwas gehört, was dem schlechten Timing des Sprung geschuldet ist. Die Versuche, mit einem Ballon in den Weltraum vorzudringen, waren anfangs zwar noch vielversprechend. Genauso jedoch auch geheim. Sie galten als Testreihe für das Verhalten des menschlichen Organismus außerhalb der Atmosphäre. So blieb während des Projekts Kittinger eine mediale Aufmerksamkeit verwehrt. Als dann

34 *The End of Time* beginnt mit dem Absprung Joseph Kittingers aus einem Ballon in 31.333 Meter Höhe am 16. August 1960. Den meisten dürfte dieses Ereignis erst durch Felix Baumgartners Sprung aus noch größerer Höhe im Oktober 2012 geläufig sein, bei dem es galt, die Rekorde Kittingers zu brechen.

noch dazu bald darauf Raketen in der Lage waren, Menschen in noch deutlich höhere Regionen zu transportieren, blieb das Interesse erst recht aus.

Die Aufnahme zu Beginn von *The End of Time* wären für die meisten Menschen etwas Neues gewesen. Hätte nicht Wochen davor Felix Baumgartner, unterstützt durch Red Bull und Kittinger selbst, genau diesen Rekord gebrochen. Dieses Mal hat es aber die ganze Welt mitbekommen.

Den Sprung Kittingers von damals nun als ein einmaliges Geschehen zu präsentieren, wirkt unfreiwillig komisch. Was in der Form sicher nicht beabsichtigt war, denn betrachtet man den Produktionszeitraum, so war zu Projektbeginn von *The End of Time* von Baumgartners Sprung noch kaum die Rede.

Sound of Decease könnte etwas ähnliches passieren. Der Einstieg in den Film mit Panstarrs kann man deswegen als besonders bezeichnen, da es eben sehr selten ist, einen Kometen tatsächlich einfach so filmen zu können. Die NASA selbst sagt, im Schnitt ist dies alle 10 bis 15 Jahre der Fall. Der letzte kam 1997. Panstarrs kam 2013.

Und der nächste? Leider noch Ende 2013. Zu weit nach Fertigstellung des Films. Und leider nach aktueller Prognose deutlich beeindruckender. C/2012 S1 Ison wird schon jetzt als Jahrhundertkomet tituiert. Sollte sich die Prognose bewahrheiten, so wird sich ab Ende 2013 jeder Zuschauer fragen, was diese pixeligen Aufnahmen dieses noch-nie-von-gehörten Panstarrs darstellen sollen.

15. Die erste fremde Meinung

„Heißt die Präparatorin zufällig Fritzi?“ Ja, heißt sie. Dass die beiden Damen nicht zum ersten Mal bei der Arbeit gefilmt wurden, haben sie durchblicken lassen, wenn auch nicht direkt, wer dafür damals zuständig war. Dass es aber in mindestens einem Fall ausgerechnet eine Studentin der Bauhaus-Universität Weimar war – also so ganz langsam sollten die Zufälle doch ausgehen. Gut, wenigstens das Grundthema des Filmes war ein anderes. Eine Obduktion war damals wohl auch nicht zu sehen. Klingt also nach was weitgehend Neuem.

Sehr positiv: Trotz 50 Minuten kommt keine Langeweile auf. Panstarrs direkt zu Beginn des Filmes macht sich auch prächtig. Wäre also das vor sich hergeschobene Problem des Einstiegs fürs Erste gelöst. An vielen Stellen ist ein genauer Eindruck leider noch nicht möglich. Die Platzhalter reißen einen als Zuschauer eben doch jedes Mal aufs Neue raus.

Der Materialunterschied zwischen Sabine Mehne und Prof. George Albrecht macht sich bemerkbar. Er ist eben der mit zwei Geschichten, einmal der Nahtod-Erfahrung, einmal der Arbeit im Hospiz, kombiniert mir reichlich (kommendem) Bildmaterial in Aktion. Von ihr dagegen existieren ein paar Bilder beim Spielen, mehr war leider nicht möglich. Oder was möglich gewesen wäre, hätte herzlich wenig Bezug gehabt. Das Thema mit den Personen beim Kaffee trinken kommt aber erst noch.

Neutrale Bilder wäre eine Möglichkeit, unterlegt mit Klängen der Klangsteine. Sollte prinzipiell funktionieren. Man kommt sich

dabei nur seltsam vor, schreibt man parallel am Kapitel „Manchmal gibt es einfach keine Bilder“. Macht man doch genau das, was man darin als grotesk brandmarkt. Vielleicht hilft es ja, es anders herum zu sehen: Der Film bietet so gleich eine Verbildlichung des Problems.

16. Das finale Ergebnis

Der fertige Film hat sich mit weniger Assoziationen zum Thema Klang beschäftigt, als ganz zu Beginn der Plan war. Ganz zu Anfang sah das Vorhaben mehr nach einer unzusammenhängenden Collage aus. Themengebiete, die sich möglichst gar nicht tangieren. Ein bisschen von allem.

Stattdessen sind es jetzt zwei große Gebiete geworden: Einmal die Nahtod-Erfahrung, einmal die Obduktion. Buchenwald und Panstarrs als kleines Schmankerl mittendrin. Zu Beginn ist nie absehbar, auf was man bei seiner Recherche so stößt. Dass man gleich zwei offene Personen zum Thema NTE findet, die auch wiederum jeweils ein Zusatzgebiet mit einbringen (Klangstein und Hospiz), war unerwartet. Dass eine Obduktion zu filmen so reibungslos ablief ebenfalls. Dass jedes dieser Gebiete den Film auch alleine tragen könnte, war da nur die Krönung. Noch mehr angerissene Themengebiete wären einfach zu viel gewesen. Weniger Gebiete, die dafür ausführlicher. Von so reichhaltigem Material nur einen Bruchteil zu verwenden, wäre Vergeudung gewesen. Gekürzt wurde auch so schon genug.

Es ist jetzt nicht so, als wäre *Sound of Decease* da ein Einzelfall. Geht man von Dokumentarfilmen aus, wo nur selten konkret geplant werden kann, ist dies der Normalfall. Insofern ist das auch kein Makel. Auf eine überraschende Geschichte zu stoßen, von der man vorher nichts gehant hat, macht die Sache nur spannender. Die Entscheidung war eine bewusste, *Sound of Decease* so zu gestalten,

wie es am Ende geworden ist. Die Collage wäre ja jederzeit noch möglich gewesen. Erschien aber durch die neuen Erkenntnisse nur noch schal.

Um es ähnlich wie Präparatorin Fritzi auszudrücken: Ein Dokumentarfilm ist wie ein Überraschungsei. Man weiß nie, was man kriegt.

17. Manchmal gibt es einfach keine Bilder

Von Charlie Brooker, einem britischen Komiker, gibt es ein kurzes Video: Er spielt einen Reporter, der einen kurzen Bericht für eine Nachrichtensendung macht. Der Bericht entspricht genau dem, was allabendlich über die Fernsehschirme flimmert, das Thema: ein Bericht, wie er allabendlich über die Fernsehschirme flimmert. Charlie Brooker kommentiert, was jeder schon tausendmal gesehen hat, aber überspitzt genug, dass einem erst jetzt die Mechanismen dahinter klar werden. Er spricht davon, wie der Reporter zu Beginn des Beitrags auf die Kamera zuläuft, über das Thema redend, um dann mit einer bedeutungsschwangeren Frage stehen zu bleiben. Danach sieht man kopflose Menschen (Praktisch: Erspart Ärger von wegen Persönlichkeitsrechten), die durch die Fußgängerzone irren. Bilder von verschiedenen Plätzen einer Stadt, gerne mal ein Panorama, gerne auch mal in Zeitraffer.

Was hier erst so richtig deutlich wird: Die Bilder haben mit dem Thema gar nichts zu tun. Aber hey, wird sind beim Fernsehen, ohne Bilder läuft nichts. Also Bilder her, die so unglaublich bezugslos sind, dass sich auch noch zum sinnlosesten Geplapper des Redakteurs passen.

Ich weiß das. Ich habe solche Bilder als Kameramann selber mehrere Jahre lang gedreht. Passt immer.

Leider. Daher auch der inflationäre Gebrauch.

Zuweilen gewinnt man den Eindruck, dass sich das Fernsehen dabei selbst ad absurdum führt. Es gesteht ein, dass es eben manchmal keine Bilder gibt. Die Beliebigkeit der Bilder soll diese Stellen verschleiern, inhaltlich könnte es aber genauso gut ein Testbild sein.

Gerade Nachrichten sind davon betroffen, hier bleibt einfach zu wenig Zeit, ernsthaft aufwendige Alternativen zu finden – wenn es der Inhalt überhaupt zulassen würde. Manchmal ist Meldung so allgemein, dass es auch schlicht keine Bilder gibt. Eine Steigerung des Bruttosozialprodukts wird dann gerne mit Bildern von Arbeitern am Fließband ausgeschmückt (gerne beim Schweißen, die Funken sind nett anzuschauen), oder Personen tragen Einkaufstüten die Straße spazieren. Diese Bilder wären nicht nötig, um die Meldung zu verstehen. Ein direkter Zusammenhang besteht auch nicht (eine Steigerung des BSP's wird kaum alle Leute sofort dazu animieren, kräftig shoppen zu gehen), man kann diese Bilder für die Meldung an sich getrost als sinnentleert bezeichnen.

Das ist das eine Problem: Themen, die keine Bilder haben.

Das andere: Themen, die Bilder haben, aber wie zum Henker kommt man an sie ran?

Vom Krisenherd ins Wohnzimmer war ein Paradebeispiel für letzteres. Bilder von Kriegsberichterstatern gibt es eine Menge, die Herrschaften sorgen ja schon aus rein beruflichen Gründen dafür. Genauso wie sie anschließend flächendeckend unter das Volk gebracht werden. Der Haken: Will man davon leben, kann man sie

natürlich nicht umsonst rausgeben. Genau sowenig wie man will, dass sie in einem verzerrten Kontext wieder auftauchen, man hat ja auch einen Ruf zu verlieren. Die meisten Jobs verlaufen in dieser Branche nun mal über Vitamin B.

Auch wenn die Bilder dann noch so oft frei durchs Fernsehen gesendet werden, mehr als Angucken ist trotzdem nicht drin. Schon gar nicht eine Weiterverwendung in einer eigenen Arbeit. Schlupflöcher sind zwar immer wieder drin, Stichwort Zitatrecht, aber die Auslegung dieser Möglichkeiten ist alles andere als exakt definiert. Also: Immer das passende Kleingeld parat haben. Entweder für eine ausführliche Rechtsberatung vorher, oder für eine Runde Schadensersatz hinterher. Hat man weder Geld noch den Mut, seine Reputation aufs Spiel zu setzen, lässt man es dann lieber sein.

Diese Schilderung wäre jetzt die etwas drastische Form. Sie ist auch nicht das eigentliche Problem, geht es doch vielmehr um Situationen, in denen es tatsächlich keine Bilder gibt. Das Problem sollte aber genannt gewesen sein, denn manchmal sorgt es dafür, dass man sich als Alternative andere Bilder aus den Fingern saugen muss.

Viel schwieriger ist da folgende Situation: Ein Thema, das einfach keine Bilder besitzt. Weil es zu allgemein übergreifend ist. Weil es zu abstrakt ist. Weil sich Menschen gerne einen schönen Sonnenuntergang ansehen.

Sieht man sich öfters Dokumentarfilme an, die mit solchen speziellen nicht filmbaren Themen jonglieren, so stellt man fest,

dass man mit dem Problem nicht allein ist. Da fragt man sich dann manchmal, warum man sich grade Bilder von Wolken ansehen muss. Stellt nur selten fest, dass der Regisseur einen kreativen Weg gefunden hat, das Problem zu umschiffen.

Sehen wir uns einen Film an, der die Problematik auf besonders elegante Art angeht: *Camp 14 – Total Control Zone*. Der Film war unter anderem auf dem Dok Festival in Leipzig 2012 zu sehen.³⁵

Shin Dong-Hyuk wird als Kind zweier Häftlinge in einem nordkoreanischen Arbeitslager geboren. Auf diese Weise automatisch inhaftiert, lernt er seine gesamte Kindheit über nur diese kleine Welt kennen. Bereits im Alter von sechs Jahren wird er zur Zwangsarbeit herangezogen. Bis ihm mit 23 die Flucht gelingt. Erst jetzt lernt er eine Welt außerhalb des Stacheldrahts kennen.

Ausführlich kommt Shin Dong-Hyuk zu Wort. Er erzählt seine Geschichte, vom Leben in diesem Lager und wie er erst danach kennenlernte, dass das Leben auch ganz anders aussehen kann. Kaum überraschend dabei, Aufnahmen in einem solchen Lager waren nicht möglich, noch nicht einmal eine Reise nach Nordkorea mit dem ehemaligen Häftling in Begleitung. Um jetzt nicht permanent Shin zusammengekauert auf der Treppe zu sehen, wurde seine Erzählung buchstäblich illustriert – mit Zeichentricksequenzen. Geschmack- und würdevoll, ohne viel Effekthascherei. Nicht die Art, wie man sie aus dem Vorabendprogramm von Super RTL kennt. Relativ schlicht

35 Der Film und seine Machart wurde von mir bereits im Bericht zum Dok Festival 2012 erwähnt.

gehalten, in schwarzweiß, mit viel düsterem Grau dazwischen. Die Figuren stilisiert, nur sehr wenig Bewegung. Außer der Person im Mittelpunkt bewegt sich nichts, es ist sehr still, man hört fast nur Geräusche. Die Bilder erheben nicht den Anspruch, das Geschehen 1:1 abzubilden, stattdessen schaffen sie eine Stimmung. Eine Stimmung, die dafür sorgt, dass dem Zuschauer Shins Erzählungen nahe gehen, man bekommt ein Gefühl für Monotonie und Hoffnungslosigkeit. So eine Idee durchzuboxen, zu einem Thema, dem der Tod unzähliger Menschen zugrunde liegt, ist nicht ohne. Besonders wenn man bedenkt, was die meisten Personen zuerst vor Augen haben, redet man von Zeichentrick. Umso erfreulicher, dass die Umsetzung keinem dieser Klischees gerecht wird, sondern sich äußert harmonisch in das Gesamtwerk einfügt, einfach funktioniert.

Das war jetzt eine originelle und gelungene Umsetzung. Dazu mal im Vergleich ein Film, bei dem die Bebilderung völlig in die Hose ging.

Project Z – The Final Global Event lief ebenfalls auf dem Dok Festival 2012 in Leipzig³⁶. Der Film handelt von, um mal die offizielle Beschreibung zu zitieren:

Disney&Co im Dienste der U.S.Army [sic]: wie Militär, Wissenschaft und Unterhaltungsindustrie nach 9/11 einen neuen, virtuellen Feind konstruierten.

36 Eine Rezension des Filmes erfolgte bereits in meinem Bericht zum Dok Festival 2012.

Ein Hauch von WikiLeaks im Kino.³⁷

Um ehrlich zu sein: Ich habe von der Beschreibung in dem Film nichts gefunden. Weder in den O-Tönen, noch in der Erzählung des Off-Sprechers, erst recht nicht in der Bebilderung. Zu sehen ist ein obskures Reenactment, wie jemand mit Taschenlampe in einem dunklen Büro Aktenschränke durchwühlt. Was so lächerlich wirkt, dass man sich schon fragt, ob das jetzt wirklich ernst gemeint sein soll. Zwischendrin gibt es dann immer meist lose Schnipsel von irgendwelchen abgefilmten Zeitungen oder mehrere Sekunden aus einer Nachrichtensendung. Ohne jedoch irgendwie zu benennen, in welchem Zusammenhang diese eigentlich bestehen. Neben der Orientierung des Zuschauers geht dabei auch jede Glaubwürdigkeit flöten. Die Bilder wirken, als sollen sie als Beweis herhalten. Wenn aber das wie und warum nicht auftaucht, können die Bilder auch völlig beliebig zusammengeklaut sein. In Wirklichkeit ging es dann in der gezeigten Nachrichtensendung um etwas ganz anders. Wer will das schon herausfinden können.

Es ist nicht klar, ob diese Art der Bebilderung das Ziel war oder nur Fahrlässigkeit. Was dagegen klar ist: Gehen die Bilder nicht mit dem Inhalt konform, so ruiniert man dessen Glaubwürdigkeit. Diese sollte eigentlich die Grundlage für einen Dokumentarfilm sein.

Innerhalb der Branche spricht man von der Text-Bild-Schere. Gemeint ist damit, dass Inhalt des Textes aus dem Off und Inhalt der

³⁷ <http://www.cinematheque-leipzig.de/index.php?seite=Start&film=4190>

zu sehenden Bilder nicht mehr übereinstimmen. Das Ergebnis ist Verwirrung des Zuschauers, der sich nun entscheiden muss, auf was von beidem er sich konzentriert. Dabei natürlich dann die andere Hälfte verpasst. Hat man Pech, verpasst er sogar alles. Wenn er nämlich darüber nachgrübelt, was denn diese Bilder jetzt mit dem Thema zu tun haben.

Man sieht also: Allzu beliebige Bilder wie laufende Menschen in der Fußgängerzone passen zwar, interessieren aber niemanden, während Bilder, die wirken als würden sie passen, jedoch völlig beliebig eingebaut wurden, einen Film auch wieder runterziehen können. Man sieht auch, dass das Problem ziemlich verbreitet ist.

Bewährt, weil einfach umzusetzen, hat sich die Methode des Reenactments. Hierbei wird die Situation, über die man berichtet, einfach nachgespielt. Bei größer budgetierten Dokumentarfilmen gerne mal in Spielfilmmanier, für die Boulevard-Sendung am Nachmittag auch einfach mit Laien. Grenzen werden durch Geld und Zeit gesetzt. Soll heißen, in den meisten Fällen muss man eben mit beschränkten Mitteln Vorlieb nehmen.

Eine beliebte Szene, die im übrigen auch in Charlie Brookers Parodie ihren Platz findet, ist der Durchschnittsbürger, der am Küchentisch einen Brief öffnet. So kann man prima zu irgendeinem Thema einleiten, dass Person X von Änderung Y erfährt. Die Person X wird so eingeführt, in 90% der Fälle wird direkt ein O-Ton von X folgen.

Eine Szene, die ich in *Sound of Decease* unbedingt vermeiden wollte. Das System hat jeder halbwegs geübte Fernsehzuschauer durchblickt, es wirkt dadurch schnell künstlich, gerne auch unfreiwillig komisch. Der Inszenierungscharakter dahinter lässt sich schwer vermeiden. Man kann ihn zumindest in den Hintergrund rücken, in dem die Bilder auch wirklich explizit an der Stelle passen. Nehmen wir hierfür als Beispiel das Gespräch mit Herrn Prof. Albrecht.

Zentraler Punkt ist das Nahtod-Erlebnis. Nur wie soll man so etwas darstellen? Meine Entscheidung lautete: Gar nicht. Alles wäre nur irgendeine annähernde Interpretation, von der jeder wüsste, dass es nichts mit der Realität zu tun hat. In solchen Situationen kann man dann nur hoffen, dass die erzählende Person interessant genug rüberkommt, dass man auch einmal ein, zwei Minuten ohne Bilder auskommt und nur einer Person dabei zusieht, wie sie dasitzt und redet. Ja, auch diesmal wieder Glück gehabt, dass dies hier der Fall war.

Allzu schnell läuft man auch die Gefahr, dass der Film nur aus Talking Heads besteht. Und darf sich hinterher dem Vorwurf ausgesetzt sehen, es hätte auch ein Hörspiel sein können.

Manchmal gibt es keine Lösung. Manchmal ist die redende Person so interessant wie ein Backstein und man ist gezwungen, Alternativbilder zu finden, auch wenn es noch so albern wird. Manchmal nützt auch kein Fleiß, einen alternativen Gesprächspartner zu suchen. Hat die Person eine bestimmte Funktion inne, die eben für die Aussage essentiell ist, dann bleibt einem eben nur der saure Apfel übrig. Sieht man oft genug in den Nachrichten. Nicht jeder

Politiker ist zum Redner geboren. In dem Fall hat man Pech gehabt.

Zuweilen kann es helfen, ein Interview aus mehreren Perspektiven zu filmen, um so durch unterschiedliche Ausschnitte etwas Abwechslung hineinzubringen. Nur kommt so auch schnell eine gewisse Studio-Atmosphäre auf, es wirkt choreografiert, nicht mehr so spontan. Es erzeugt mehr Distanz. Für einen normalen O-Ton sucht man sich nicht umsonst einen ganz bestimmten Bildausschnitt aus: Der Ausschnitt bringt einerseits Nähe, ohne jedoch aufdringlich zu sein. Entscheidend ist dafür die Blickachse des Sprechenden. In einer zweiten Kameraposition ist diese Blickachse nicht machbar. Sofern man die 30°-Regel³⁸ im Hinterkopf behält.

Manchmal muss man sich aber auch gar keine Gedanken über die unterschiedliche Wirkung von einer oder zwei Kameras machen. Wenn man eh nur eine Kamera hat. Und keinen Zusatzmann.

Ein kleiner Teil an Inszenierung ist trotzdem enthalten. Wenn Prof. Albrecht am Klavier sitzt und so tut, als würde er komponieren. So zu tun war zumindest meine Anweisung, dass er dann einzelne Noten korrigiert, war sogar ernsthaft. Diese Szene fügt sich harmonisch in das Gespräch ein, da über genau diesen Punkt auch gesprochen wird, auch da die Person in diesem Fall nicht so ohne weiteres austauschbar ist. Nicht wie bei der bereits erwähnten

38 Die 30°-Regel besagt, man soll beim Schnitt von einer Einstellungsgröße auf eine andere die Kameraachse um mindestens 30° verändern. Sonst entsteht leicht der Eindruck eines "Sprungs" beim Schnitt.

Szene, wenn jemand am Küchentisch einen Brief öffnet. Dafür ist Komponieren zu speziell. Indem darüber gesprochen wird, entsteht keine klaffende Text-Bild-Schere.

Man kann die Lächerlichkeit einzelner Reenactments aber auch durchaus umgehen, indem man sie zum tragenden Stil des ganzen Films erhebt. Gerne bei historischen Dokumentationen, wenn der ganze Film wie ein halber Spielfilm daherkommt, unterbrochen nur durch die O-Töne einzelner Experten oder schön bunt animierter Landkarten, die aktuelle Grenzverläufe darstellen (die dann effektiv in Blut getaucht werden, wenn sich mal wieder was verschiebt). Jedem ist klar, dass es sich um nachgespielte Szenen handelt, die einfach nur das Geschehen illustrieren sollen. Der Aufwand macht den Unterschied. Eine Armee in originalgetreuen Kostümen ist doch was anderes als ein Laie am Küchentisch. Auch der Anspruch dahinter bewirkt eine andere Sichtweise. Eine gestellte Szene innerhalb eines faktengetreuen Beitrags wirkt entlarvend. Ein Film, der von Anfang an sagt, dass er alles nachstellt, versucht dem Zuschauer erst gar nicht was vorzumachen. Schon steigt die Glaubwürdigkeit.

Depressionen war ein Film, der von Anfang bis zum Ende nachgespielte Szenen zeigt. Ohne aber etwas anderes zu behaupten, noch dazu unterbrochen durch die Erklärung einer Expertin. So fühlt man sich als Zuschauer nicht auf den Arm genommen, denn es wird nie der Anspruch erhoben, das Gezeigte wäre echt. Aber die Verbildlichung macht es einfacher, sich unter dem Thema etwas vorzustellen.

Hochgelobte Filme bleiben von diesen Klischees nicht verschont. *Camp 14 – Total Control Zone* wurde bereits als Vorbild genannt. Selbst hier geht aber dem Regisseur zuweilen der Stoff aus. Ab dem Punkt, wenn der Protagonist in Südkorea ist. Also in einem Bereich, wo man problemlos filmen kann. Schon findet man das alte Muster wieder. Shin wird gezeigt, wie er Zuhause vor dem Laptop Nudeln isst. Er läuft durch die Stadt. Er sitzt in einem Restaurant. Isst wieder Nudeln. Immer schön die Kamera missachtend (das wird einem als Kameramann als erstes beigebracht: Die Darsteller sollen immer so tun, als wäre man gar nicht da).

So weit, so bekannt. Und das obwohl der Regisseur eine eindeutig kreativere Methode ja an der Hand hatte. Eingesetzt wird sie aber nur da, wo keine Dreharbeiten möglich sind, eben in den Arbeitslagern Nordkoreas. Man darf sich fragen, ob die Idee der Animationen je entstanden wäre, wären Dreharbeiten möglich gewesen. Sicher, man hätte auch so nicht die Zeit zurückdrehen und Shin als kleinen Jungen zeigen können. Man hätte allerdings Stellvertreter finden können: Arbeitslager von außen, Wachturm im Morgengrauen, Schärfenverlagerung vom Stacheldraht auf den Hintergrund. Solche Bilder zeigen nicht das erzählte Geschehen, aber sie illustrieren solange drumherum. Absurd ist das nicht. Die Bilder mit Shin beim Essen machen dasselbe. Erst wenn man drüber nachdenkt, macht es keinen Sinn mehr. Und man kann sich fragen, wie viele Menschen man in Dokumentationen schon hat essen sehen.

Der Kapitän und sein Pirat lief ebenfalls auf dem DOK Festival 2012 in Leipzig. Ein ehemaliger Kapitän wird bei der Traumabewältigung begleitet, verursacht durch die Entführung durch somalische Piraten. Daneben kommt unabhängig davon auch der Pirat von damals zu Wort, weit entfernt in Somalia.

Der Film will den alternden Kapitän bei seinem Alltag begleiten, die Geschichte dahinter wird drumherum erzählt. Wie sieht also so ein Alltag aus? Ein Mensch sitzt auf einer Bank. Kocht sich Tee. Sieht aus dem Fenster. Man müsste schon sehr gutgläubig sein, zu denken, das wäre spontan und wahrhaftig. Nicht angeregt durch Regisseur oder Kameramann. Solange man nicht darüber nachdenkt, kauft man dieses Geschehen aber ab. In gewisser Weise passt es, auch wenn diese Bilder herzlich wenig mit dem Inhalt zu tun haben. Oder wenn, dann so inszeniert sind, dass man schon wieder über den dokumentarischen Charakter streiten könnte. Alles nur um zu vermeiden, die ganze Zeit eine redende Person zu sehen. Wie es ja in Wirklichkeit der Fall wäre. Und um dem Zuschauer hin und wieder zwischen der Erzählung eine kleine Pause zu geben.

Parodien führen einem meist erst richtig vor Augen, wie akut dieses Problem ist. Nehmen wir die Satire-Sendung *Frühstücksfernsehen*³⁹ mit Olli Dietrich. Innerhalb der Sendung gibt es einen Beitrag über eine Bürgermeisterin (gespielt von Olli Dietrich), die einen Kinderspielplatz unter die Erde verbannen will.

39 Erstausstrahlung der Pilotfolge am 6.5.2013 auf ARD.

Dazu kommt mehrmals ein Experte zu Wort, der einzelne statistische Werte aufführt. Eingeführt wird dieser mit einem kurzen Antexter. In diesem zieht der Experte ein Buch aus dem Regal, schlägt scheinbar Fakten nach, bevor dann der O-Ton losgeht. Parodistisch wird es ab dann, wenn der Experte zum dritten Mal auftaucht. Und er jedes Mal in derselben Einstellung vorher ein Buch aus demselben Regal zieht.

Solche Antexter sind Standard in solchen Beiträgen. Die Person, die gleich ein Statement abgibt, soll vorher kurz im Bild auftauchen, damit der O-Ton weniger sprunghaft erscheint. Meist spricht der Moderator über diese Einführungsbilder auch eine kurze Erklärung, wer diese Person sein soll.

Diese Antexter sind jedes Mal gestellt. Man bittet die Person, kurz etwas in den Akten zu blättern, etwas zu unterstreichen. Oder es sitzt eben ein Mann am Küchentisch und öffnet einen Brief. Prinzipiell sind diese Bilder nötig, damit der Sprecher Zeit bekommt, die Person einzuführen. An für sich ist ihr Informationsgehalt aber gering. Hat man das Pech, dass der Protagonist sich nicht dazu eignet, eine Szene nachzustellen, kann das ganze auch gerne mal ins Lächerliche abdriften. Nur müssen eben Bilder her.

Ein anderer Beitrag dreht sich um einen Mann (ebenfalls gespielt von Olli Dietrich), der eines morgens seinen Kaffee verschüttet. Jetzt hofft er auf einen großen Presserummel, sieht der Kaffeeleck doch aus wie Roy Black. Eine Sprecherin aus dem Off erzählt die ganze Geschichte, sporadisch kommt der Betroffene zu Wort. Viele Bildmöglichkeiten gibt es nicht, aber die Minuten müssen gefüllt werden. Das sorgt für die unterschiedlichsten Schwenks. Und einen

Mann, der nichtstehend am Tisch sitzt und in die Leere starrt. Trotz Satire ist diese Umsetzung nicht einmal überzogen. Wenn es keine neuen Bilder gibt, macht man eben dasselbe auf immer möglichst neue Weise.

Es gibt da noch eine Möglichkeit: Ein Moderator stellt sich vor die Kamera und erzählt einfach alle Fakten. Dieses Schema eignet sich selbstverständlich nicht immer. Die Frage ist meist, wie wichtig ist dieser Moderator, dass er wirklich vor die Kamera muss?

Leider wird diese Frage meist versäumt zu beantworten. Hat man einen Moderator mit großem Renommee, so kann er dem Beitrag Glaubwürdigkeit verleihen. Er kann auch zur Unterhaltung beitragen, verwendet man einen Comedian dafür. Im Genre Reportage kommt der Moderator meist schon per definitionem vor. Der Sinn dahinter besteht ja aus einer Person, die an einen ungewohnten Ort geht, um von dort zu berichten. Um eventuell sogar in die Tätigkeiten dort mit eingebunden zu werden.

Man sieht aber auch häufig einen Reporter auftauchen, wo keiner dieser Gründe mitspielt. Genau da zeigt sich dann schnell, wie die Person einen Ersatz für fehlende Bilder darstellt.

Eine halbstündige Dokumentation von VICE zeigt das gut. Thema ist ein kurzer Abriss darüber, was es eigentlich mit dem Konflikt um Kurdistan auf sich hat, was sich hinter PKK oder PJAK

verbirgt⁴⁰. Der Film besteht aus zwei Ebenen: Einmal ein Reporter, der eine solche PJAK-Truppe besucht. Ein anderer Reporter, der einen Mitbegründer der PKK in Stuttgart trifft.

Das Treffen der PJAK findet weit abgelegen in den Kandil-Bergen auf irakischem Territorium statt. Der Reporter ist mitten im Geschehen, er darf eine Kalashnikow abfeuern, tanzt mit den Kämpferinnen auf traditionelle Weise. Er erzählt von seinen Eindrücken vor Ort. Kurzum: Er macht das, wofür ein Reporter gedacht ist.

Umso unnötiger ist sein Kollege in Deutschland. Der Part gibt bildlich deutlich weniger her, verständlicherweise. Ein Mann in einem schmucklosen Büro, ein Spaziergang zur nächstgelegenen Polizeiwache, wo er sich jeden Tag melden muss, dem Duldungsstatus⁴¹ wegen⁴¹. Zu filmen gibt es nichts, aber es müssen Informationen eingeflochten werden. Ein Off-Sprecher auf dem Weg zur Polizei ist das eine. Ein Reporter als reiner Moderator, der erklärend auf die Kamera zuläuft, die Fakten runterrasselt, am Ende dann vorgibt, es sei jetzt eben grade auf dem Weg zu diesem Mitbegründer. Auch eine Lösung, wenn man keine Bilder hat: Man stellt eben den Sprecher ins Bild. Schade, wenn das so offensichtlich gestellt passiert. Das in diesem Part ein Reporter auftaucht, ist

40 *The VICE Reports – Folge 7: Freiheit für Kurdistan – Die PKK in Deutschland*, Erstaussstrahlung am 3. Mai 2013.

41 Da die PKK in Deutschland den Status einer terroristischen Vereinigung trägt, unterliegt sie der permanenten Überwachung des Verfassungsschutzes.

inhaltlich unbegründet. Es vereinfacht aber die Arbeit. Neben der Präsentation von Fakten hat man so auch Schnittbilder während des Interviews (ein zuhörender Reporter, der immer schön nickt), kann dieses dadurch problemlos kürzen. Es hat schon seinen Grund, es auf diese Weise zu machen. Streng genommen könnte man solche Szenen aber auch im Radio laufen lassen.

Eine weitere Notlösung sind Fotos. Fotos hat eine Person, über die man berichtet, eher mal parat, als brauchbare Videoaufnahmen. Oder Zeichnungen, Skizzen, Karikaturen. Solche lassen sich schneller reproduzieren, mit dem Nachteil, dass Animieren dann wiederum Zeit und Geld kosten würde. Ein einzelnes Standfoto wird allerdings schnell langweilig, der Witz an Film sind ja die gerade bewegten Bilder. Abhilfe schaffen Dinge wie ein leichter Zoom (rein oder raus liefert doch gleich eine Menge Variationsspielraum) oder ein Schwenk durchs Bild. Leider wirkt so was auch schnell lächerlich, wenn der Inhalt des Bildes es nicht hergibt.

Fotos und Zeichnungen sind in der Regel so komponiert, dass man sie auf einmal erfassen sollte. Hin und wieder ergibt sich zwar eine gewisse Dramaturgie, wenn man durch einen Schwenk dem Zuschauer erst nach und nach Details enthüllt und so auf eine Pointe hinarbeitet. Spätestens nach dem dritten Foto wird aber auch das langweilig. Übertreibt man es außerdem, kommt schnell ein Film in bester MTV-Manier dabei heraus. Ein perfektes Beispiel dafür, wie man Fotos dazu benutzt, fehlendes Filmmaterial zu kaschieren. Flippigkeit als Ausrede für Sinnlosigkeit, wenn fünfmal möglichst rasant von oben nach unten geschwenkt wird, gerne auch gleich in

Kombination mit Reißzooms.

Leider ist man zu dieser Notlösung viel zu oft gezwungen. Kaum ein Filmemacher ist darauf erpicht, so wenig Bewegung wie möglich in seinen Film zu bringen. Ein deutliches Beispiel dafür, wie Film selbst zeigt, dass das Medium an sich manchmal einfach das falsche ist, man den Inhalt aber eben auf Biegen und Brechen in das Format zwängen will.

In *Vom Krisenherd ins Wohnzimmer* musste ich auch Fotos verwenden, mangels Filmmaterial. Schön ist das nicht. Aber es sollte halt ein Film werden. Kein Zeitungsartikel.

Tröstlich ist immerhin, dass Fotografen vor demselben Problem stehen. Man kann es jeden Tag in Zeitungen und Zeitschriften sehen. Nur eine Überschrift reicht nicht aus, ein Bild dazu muss her, um auch genügend Aufmerksamkeit zu erregen. Zur Not eben ein reines Symbolbild. Manchmal trägt der Druck nach Bildern aber seltsame Blüten. Wenn es um ein abstraktes Thema geht. Das noch dazu seit Wochen durch die Presse geistert.

Der Euro ist so ein Thema. Egal, ob es jetzt um neue Mitgliedsländer geht, den Zerfall, die Zukunft der Währung. Endlose Möglichkeiten gibt es nun einmal nicht, eine Münze oder einen Geldschein zu fotografieren, trotzdem soll immer eine möglichst frische Idee her. Ein Euro, der mit einer Axt zerhackt wird (Zerfall), ein Euro, der schon halb geschmolzen ist (Auflösung), ein Euro in der Form Europas (Erweiterung).

Der Informationsgehalt dahinter ist vernachlässigbar.

Wie groß die Probleme werden, bestimmt der Macher des Filmes letztlich selbst. Indem er selbst festlegt, wie für ihn die Definition von Dokumentation aussieht. Darüber gibt es mehr Ansichten, als man denken sollte. Dass ein Dokumentarfilmer einfach nur wiedergibt, was er selbst erlebt und erfährt, könnte man als journalistischen Weg bezeichnen. Dass der Macher sich aber beeinflussen lässt, auch seine eigene Sicht mit einbringt, diese Ansicht gibt es aber genauso. Die Regisseure streiten sich auch gerne darüber, welcher Weg der angemessene ist, will man sein Werk als Dokumentarfilm verkaufen.

Während des 53. DOK Leipzig 2010 fand ein solches Streitgespräch statt. Während des Festivals gibt es morgens immer offene Gesprächsrunden mit ausgewählten Regisseuren der nominierten Filme, jeweils auch zu bestimmten Themen.

An einem davon war auch Jerzy Sladkowski eingeladen, der mit seinem Film *Vodka Factory* im internationalen Wettbewerb miteiferte. Thema des Gesprächs war genau der Punkt, wie viel man für einen Dokumentarfilm inszenieren dürfte. Sladkowski ist der Meinung, sehr viel. Genau diese wurde seinem Film auch vorgeworfen. Er sei so durchinszeniert, dass man ihn nicht mehr als dokumentarisch bezeichnen könne. Sladkowski selbst verteidigte jedoch seine Sicht, von ihm fiel auch der Satz: „Fiction is about

creation, documentary is about interpretation.“⁴²

Nimmt man sich diese Arbeitsweise zur Grundlage, hat man plötzlich viel mehr Freiheiten bei der Bildersuche. Man kann Protagonisten nun auch vorschreiben, Dinge zu tun, die so nie passiert sind. Man kann sich im Vorfeld frei Bilder ausdenken und diese dann inszenieren.

„Frei“ dabei immer im Rahmen dessen, dass nichts verfälscht wird. Es gibt auf jeden Fall mehr Möglichkeiten, als ist man an das gebunden, was man vorfindet. Oder an Dinge, die 1:1 so passiert sind und die man daraufhin als Reenactment nachstellt.

Wie gesagt, was die bessere Methode ist, das ist ein Thema für sich. Es zeigt, dass man die Wahl hat.

Die hat man auch noch an anderer Stelle. Ob man sich bei der Umsetzung an gewohntes Handwerk hält oder künstlerische Einflüsse einwirken lässt. Ersteres lässt einem als Macher weniger die Wahl, Bilder sollten schon in mehr oder weniger konkreter Form zu finden sein. Es gibt bestimmte Regeln, wie der Film auszusehen hat, an diese ist man dann auch gebunden. Was nicht heißen soll, dass man überhaupt keine Freiheiten hätte. Hat man verstanden, wozu die Regeln da sind, kann man sie an passender Stelle auf passende Weise umgehen.

42 Der Satz fiel inmitten des Gesprächs, es kann sein, dass der Wortlaut leicht abweicht.

Gemeint sind Regeln wie solche, wie man eine Person bei einem O-Ton im Bild anordnet. Da hat sich nun mal eine Methode bewährt, die ein ästhetisches Bild ergibt und auch gleichzeitig dem Zuschauer angenehm erscheint. Natürlich zwingt einen niemand, es immer exakt nach diesem Schema zu machen. Das Schema hat jedoch einen Grund. Will man es anders machen, dann sollte das ebenfalls einen haben. Man kann zum Beispiel den Protagonisten bewusst so in Szene setzen, dass es für den Zuschauer irritierend und unangenehm wird.

Das klingt zuerst nach einem recht strammen Korsett. Um es mal mit Goethes Worten zu sagen: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“⁴³

Diese Regeln sind teilweise auch mehr als nur einfache Hilfsmittel, je nach Arbeitgeber. Gerade die öffentlich-rechtlichen Sender haben für manche Gebiete sehr strenge Vorgaben, wie ein Film in seiner Machart zu sein hat, um akzeptiert zu werden. Technische, wie bereits weiter oben genannt, auch aber so profane wie eine ganz bestimmte Länge. Der Film muss ja ins Programmschema passen. Je weiter man sich von ZDF und ARD entfernt, desto weitläufiger werden die Regeln meist.

Deklariert man seinen Film als Kunst, hat man gleich ganz andere Freiheiten. Ab sofort gibt es kein „richtig“ oder „falsch“

43 In: „Das Sonett“, erstmals publiziert 1815

mehr. Die Umsetzung kann noch so verdreht sein, man kann immer behaupten, es sei Absicht. Um es mal böse zu formulieren. Es könnte ja auch wirklich Absicht sein.

Das kann man positiv sehen. Man macht etwas neues, abseits von gewohnten Pfaden.

Das kann man abwertend sehen. Man macht sich gar nicht erst die Mühe, das Handwerk zu lernen und entzieht sich jeder Kritik, da man alles als exakt so gewollt deklarieren kann.

Was lernen wir daraus?

Sound of Decease findet keine neuen Lösungen. An manchen Stellen krankt der Film an denselben Problemen: Regenbilder müssen als Intermezzo herhalten. Sabine Mehne ein halbes Dutzend mal den Klangstein spielen. George Albrecht am Klavier spielend so tun, als wäre ich gar nicht da. Stellenweise musste ich aus dem Ton Anweisungen von meiner Seite herausschneiden.

Eine wirkliche Alternative ist dazu nicht in Sicht. Man kann es auch schlechter machen, indem Bilder noch sinnloser sind, noch gestellter wirken. Um es besser zu machen, fehlt noch so manches Vorbild. Vielleicht fällt in Zukunft dem ein oder anderen noch etwas dazu ein. Bis dahin wird noch öfters absurd werden, warum es Film sein soll. Und kein Hörspiel.

Quellen

Moody, Raymond A. (2001), *Leben nach dem Tod*, Rowohlt Taschenbuch Verlag: Hamburg

Kübler-Ross, Elisabeth (2001), *Interviews mit Sterbenden*, Droemer Knauer: München

genauer Autor unbekannt, nach einer englischen Fassung des Lama Kazi Dawa-Samdub (1990), *Das Tibetanische Totenbuch, oder: Die Nachtod-Erfahrungen auf der Bardo-Stufe*, Walter-Verlag: Olten und Freiburg im Breisgau

verschiedene Autoren (2012), SPIEGEL WISSEN, Ausgabe Nr. 4 / 2012: *Abschied nehmen – Vom Umgang mit dem Sterben*, Spiegel-Verlag Rudolf Augstein: Hamburg

verschiedene Autoren (2013), SPIEGEL WISSEN, Ausgabe Nr. 2 / 2013: *Mein Glaube – Auf der Suche nach einer höheren Wahrheit*, Spiegel-Verlag Rudolf Augstein: Hamburg

Mehne, Sabine (2013), *Licht ohne Schatten – Leben mit einer Nahtoderfahrung*, Patmos Verlag: Ostfildern

Kepplinger, Hans Mathias [sic] (2001), *Die Kunst der Skandalierung und die Illusion der Wahrheit*, Olzog Verlag: München

Sobchak, Vivian (1998), „Die Einschreibung ethischen Raums – Zehn Thesen über Tod, Repräsentation und Dokumentarfilm“, in: Eva Hohenberger (Hg.), *Bilder des Wirklichen – Texte zur Theorie des Dokumentarfilms*, Vorwerk 8: Berlin

Anhang

Im Anhang befindet sich jeweils das komplette Gespräch mit George Albrecht und Sabine Mehne. Es handelt sich um Abschriften der Aufnahmen. Wie bei gesprochener Sprache nun einmal meist der Fall, ist die Verständlichkeit in geschriebener Form zuweilen schwierig. Verhaspler, Stotterer oder Verlegenheitslaute wie “ähm” wurden der Einfachheit halber entfernt.

Interview mit George Albrecht

Könnten sie mir kurz beschreiben, das Konzert, bei dem sie den Zusammenbruch hatten, was genau ist da passiert?

Medizinisch ist das ein Kreislaufzusammenbruch. Ich bin seitdem auch völlig gesund, das war ein einmaliges [Ereignis], aufgrund von hohem Fieber, eine Überbelastung und ein Herzversagen. Und Dirigieren ist ja sehr, sehr anstrengend. Ich hab den Abend davor schon mit Fieber dirigiert, aber Sylvester und dann Neujahr, dieses Konzert, wo es passierte, und diese 9. Sinfonie von Beethoven, mit dem Riesenchor, den Solisten, und dem großen, großen Orchester, das ist eine sehr anstrengende Sache. Und da, gegen Ende, knickten mir die Beine weg. So war das.

Wenn sie sagen, gegen Ende, wissen sie noch die genaue Stelle?

Ja, ja. Da heißt es im Text: "Brüder", ja, Schiller, nicht, "Brüder, über 'm Sternenzelt, muss ein lieber Vater wohnen." Das kommt mehrere Male, und dann da, wo die Musik so ganz nach oben steigt, und eigentlich fast hängt, in der Luft, und das Stück hat kein Fundament mehr, jetzt als Bild gesprochen, da wurde auch mir mein Fundament entzogen. Da, an der Stelle, wo es dann weitergegangen wäre, "Freude", also da von den vier Soli hab ich noch den Einsatz gegeben, und dann war es vorbei.

Das heißt, in einem Satz, was ist der letzte Punkt, an den sie sich erinnern?

Ich musste mich festhalten. Du darfst ja nicht umfallen, irgendwas passiert jetzt, vielleicht kannst dich festhalten, das genügt. Und dann ist das so eine Musik, also ich hab immer auswendig dirigiert, also man ist so da drin innerlich mit den Gedanken, dass man an nichts andere denkt, nur eben nicht umfallen. Irgendwie passiert hier was. Dann hab ich mich ganz kurz festgehalten, noch einen Einsatz gegeben, dann half das nix mehr. Die Musiker haben das kommen sehen, die ersten beiden Konzertmeister haben gesagt, leise zu sich: "Du führst ihn raus, und ich mach weiter". Das haben sie mir hinterher erzählt. Weitermachen geht gar nicht, von der Geige aus kann man Beethovens 9. gar nicht dirigieren, solche riesigen Mengen von Musikern und Sängern, das ginge keinen Takt lang, würde sofort auseinandergehen. Aber war ja sowieso Schluß, war großes Geschrei und so, wie man mir erzählt hat. Geheule und Gerufe nach den Ärzten, alle strömten aus Podium um zu sehen, wie das ist, und zu helfen. Also das hab ich nicht mitbekommen.

Was ist das erste, was sie wieder mitbekommen haben?

Dass ich gesehen habe, wie die sich um meinen Körper gekümmert haben. Das hat mich auch amüsiert. Ich war in einer wunderbaren Ruhe, dachte, was macht ihr da, warum macht ihr das. Dachte ich bei mir. Es ist doch schön, das ist doch nicht nötig, dann lasst es doch so sein. Und die haben da Mund-zu-Mund-Beatmung gemacht, Herzmassage, haben mir die Kleider vom Leib gerissen,

als erstes. Das sah ich quasi mit einem Lächeln, einem bedauernden Lächeln. Ja, was müht ihr euch so, ist doch alles gut.

Haben sie also währenddessen auch was gehört?

Ich hörte dann Kommandos und Rufe, Sanitäter und Unfallwagen und was weiß ich. Das hörte ich alles, was dort war. Einer hat sogar was hübsches gesagt, was mich auch noch freute: "Die 9. war besonders schön", also das war ein Arzt, "ich komm aus Berlin, und ich muss sagen, in Berlin haben wir sowas Gutes nicht." Hat mich für meine Musiker, für die Staatskapelle natürlich besonders gefreut. Der Chor singt ja erst ganz am Schluß, das ist ein langes Werk fürs Orchester, ein großes, großes Werk. Also ich hab schon alles mitbekommen, was um mich herum, meinen Körper herum passierte. Aber eben mit dieser Distanz, ich bin nicht mehr dabei. Ich bin woanders.

Wann waren sie wieder dabei?

Komischerweise hab ich keine Erinnerung an die Rückkehr. Man sagt ja immer, ich hab viele Bücher gelesen darüber seitdem, um mich zu informieren, was ist das eigentlich. Man sagt immer, es sei anstrengend, sei schmerzvoll, zurückkehren in den Körper. Überhaupt nicht, also kann ich bei mir überhaupt nicht sagen. Ich hab dann gemerkt, dass ich auf der Liege lag und in den Rettungswagen geschoben wurde. Dann hörte ich, dass meine Kollegin, die Organisatorin der Konzerte, mit einem Fernsehkerameteam

schimpfte, die die ganze Sinfonie aufgenommen haben, weil sie es mitschneiden wollten, und dann eben den Um/nfall, ich sag immer Umfall, weil ich umgefallen bin, und den Umfall hatten sie auch aufgenommen. Das hörte ich, während ich auf der Bahre lag. Die kriegten furchtbare Vorwürfe, “machen sie den Apparat aus”, “das ist verboten”, “das dürfen sie sowieso nicht senden”, das war ne große Debatte. Das hab ich alles, alles, es ging mir auch herrlich gut.

Ich hatte auch, das müsste man eigentlich denken, das ist der Gipfel von Peinlichkeit, wenn ein Konzert unterbrochen wird, und abgebrochen wird, und alle gehen nach Hause, ohne das Ende gehört zu haben. Das war mir überhaupt nicht peinlich, Ich war so glücklich über das Erlebnis, über das ich nicht richtig berichten kann, aber es ist so ein großes Glückserlebnis, dass, was auch passiert, es ist alles gut. Und sich das ganze Leben danach geändert hat natürlich. Aber zum positiven hin, man hat andere Maßstäbe. Also kleine Probleme, wie Hunger, Schwitzen, Frieren oder was weiß ich, Sorgen, alles, das ist vollkommen, wie soll ich sagen, nebensächlich, unwichtig. Man kann Probleme lösen oder nicht, aber die großen Zusammenhänge, die einem bei dem Erlebnis klar werden, die sind unglaublich wertvoll.

Können sie sich erinnern, was das erste war, dass sie gehört haben, als sie wieder zurück waren?

Ich glaube, ich erinnere mich nicht, aber ich persönlich war in einer ungeheuren Stille, also es versanken alle Geräusche, das weiß ich sehr wohl. Versanken, so dass ich nichts mehr hörte. Und diese

große Stille um mich herum, die etwas ganz, ganz unbeschreibliches ist, die ehrlich gesagt auch religiösen Charakter hat, also das ganze ist sowieso ein sehr religiöses Erlebnis, ganz egal, was man vorher glaubte oder nicht glaubte. Also diese Stille blieb mir erhalten, auch als ich schon hörte, wie die Ärzte was kommandierten, oder Leute irgendwas riefen, also es war ein großer Lärm da. Also ich weiß nicht, ab wann ich wieder die Realität gehört habe, die sogenannte Realität. Denn seitdem weiß man auch, es gibt eine höhere Realität als hier, und wir sind sehr unter beschränkten Umständen, diesseits des Todes. Und jenseits ist für mich eben die höhere Realität, die ich nun eben seitdem kenne. Und das ist ein Grund zur unbeschreiblichen Freude. So merkwürdig es klingt.

Da sie sagen, religiöses Erlebnis, gehören sie einer bestimmten Religion an?

Ja, ich bin Christ, katholisch. Aber das spielt, ungeschützt sag ich das jetzt, das spielt keine Rolle ist verkehrt formuliert. Es ist überhaupt nicht entscheidend, denn dieses Erlebnis, das hab ich nun in X Büchern gelesen, Kübler-Ross, Moody und wie sie alle heißen. Zigtausende Interviews existieren über diese Frage, und alle haben das gleiche Erlebnis. Ganz egal ob es Atheisten sind, oder Moslems, oder Buddhisten, ganz egal, der Mensch ist derselbe, und der Tod ist der gleiche. Die Geburt ist dasselbe, wir werden alle geboren, und die Liebe ist dasselbe und der Tod ist derselbe. Also wir sind alle aus einem Teig gebacken. Es ist egal, wo man herkommt.

Also Konfession nennt man das ja, Religion ist das eine und

Konfession ist was man bekennt, an was man wirklich glaubt, das ist das andere. Aber die Tatsache, dass man in dem Moment, und dass auch gerade die Atheisten, die an nichts glauben, ein religiöses Erlebnis durchmachen, das ist ziemlich überwältigend. Ich mach ja auch Hospizarbeit, also Sterbebegleitung, komme grade vor ner Stunde da her, und die Gespräche kurz vor dem Tode sind das Wertvollste was ich mir denken kann. Und selbst wenn sie Wochen, Monate, Jahre zuvor mit mir im Gespräch gesagt haben, "Ich glaube nichts, ich bin Atheist!", im letzten Moment, wo es wirklich ans Sterben geht, kurz vor dem Tod, sehen sie alle, wo es hingeht. Dass es ein Leben gibt, das es nicht ins Nichts geht, dass es nicht zu Ende ist. Das ist eine neue Entwicklungsstufe, das ist eigentlich nur eine Verwandlung. Ein winziger Unterschied zwischen dem vorherigen Zustand und dem künftigen.

Der Hauptunterschied ist, dass es Schmerzen nicht gibt, dass man befreit ist von den Schmerzen. Und dass es Ort und Zeit nicht gibt, und das ist überwältigend. Dieses Wissen, ich bin von Ort und Zeit unabhängig. Es gibt für mich jetzt keine Zeit mehr, das ist ja eine Frage der Uhren, und es gibt für mich keinen Ort mehr. Ich sehe meinen Körper da liegen, ich bin aber vollkkommen unabhängig. Ich kann auch diesen Raum verlassen. Das ist unglaublich, ein Freiheitsgefühl, also Worte versagen da, so überwältigend ist das. Also, sehr bedenkenswert, dass alle das gleiche Erlebnis haben. Manche gehen durch einen dunklen Tunnel, bei mir war das nicht. War kein dunkles Erlebnis, im Gegenteil. Ich kann schwer darüber reden, leider.

Gibt es bei irgendeiner Tradition oder Feierlichkeit im Christentum etwas, wo sie denken, da erkennen sie das Erlebnis wieder?

Das ist ja sehr kopfig, sehr gedanklich alles. In der katholischen Kirche ist es mehr existentiell, da ist es die direkte Anbetung. Zum Beispiel die Stellen in der Messe, wo es nach dem Sanktus heißt, "Ja, du bist heilig", du, der Gott. Das ist so die Bestimmtheit, dass man das Heilige erlebt, man empfindet das Licht, in dem man ist, Licht ist ein ungenügendes Wort, man empfindet dieses "Licht", in Anführungsstrichen, empfindet man als etwas Heiliges. Als etwas, dem man überhaupt nicht widersprechen kann, von dem man eingehüllt ist, und von dem man auch geliebt wird. Also das Phänomen Liebe und Freiheit und Heiligkeit, das ist alles drei, plötzlich ist man damit konfrontiert. Und zwar jeder, das bewegt mich so sehr. Jeder, ganz egal, wie man gelebt hat, also da denkt man natürlich gleich an Hitler und Stalin. Alle erleben das. Also, das jüngste Gericht, da brauchen wir vielleicht nicht drüber zu reden, das ist vielleicht schon das Gericht, wenn man so ein Erlebnis hat und sich denkt, Mensch, du hast ne ganze Menge falsch gemacht in deinem Leben.

Da ich die Bibel auch sehr gut kenne, da steht drinne, dass Jesus Christus selbst gesagt hat, "Ich bin das Licht", und Sterben ist ein Lichterlebnis. Die Menschen denken eher umgekehrt, es ist ein dunkles Erlebnis. Früher in der Antike sagte man, die Seele fährt hinunter in den Hades. Alles nicht richtig. Es gibt eine interessante Theorie, dass alle Religionen aus diesem Erlebnis geboren worden sind, vor zig Jahrtausenden. Dass die Scheintoten, sagte man früher, dass die Wiederbelebten, die wieder ins Leben gekommenen,

dass die dieses Heiligtum mitgebracht haben, also entweder den Buddhismus, oder den Islam oder das Christentum. Aber das ist eine kühne Idee. Die Bibel sagt es in Bildern und es gibt genügend Philosophien, die sagen, es lässt sich überhaupt nicht sagen, nicht einmal denken, wo ist der Anfang. Aber meine Überzeugung ist, dass der Mensch schon mit einer gewissen religiösen Begabung geboren wird.

Ich vergleiche oft die Neugeborenen mit den Sterbenden. Die Sterbenden begleite ich nun schon seit sieben Jahren, jeden Tag, und da sind ganz viele Parallelen, das führt jetzt zu weit, auch zum Körperlichen hin. Das große Schweigen. Die Geborenen kommen, die Sterbenden gehen. Also sie kommen alle aus dem Schweigen oder gehen in das Schweigen. Und, und, und... bis zur Physiognomie hin. Also die Parallelen sind sehr, sehr ergreifend, und ich behaupte, dass der neugeborene Mensch, jeder, der neu geboren ist, hat in seinen Genen eine Begabung für Religion. Ob das ausgelebt wird, und in welche Richtung es dann ausgebildet wird, das ist eine andere Frage. Aber religiös begabt ist der Mensch.

Das Tier nicht, das Tier denkt nur an Fressen und Fortpflanzung. Bißchen Spielen, Spazierengehen, kann Schmerzen haben, ja, es ist schon eine Seele andeutungsweise da, ja, aber der Mensch hat diese Fähigkeit zur Religiosität, ja. Das gehört zu ihm dazu. Oft wollen sie's nicht, oft entdecken sie's gar nicht, ein Leben lang, aber im Sterben, da entdecken sie's. Da gibt es die tollsten Geschichten, die ich erlebt habe, dass der Atheist sagt: "Mit mir wirds nichts mehr", zum Beispiel, "das steht da oben geschrieben." "Da oben, du bist doch Atheist?", und so, viele, viele solcher Beispiele. Ganz wunderbar.

Das Konzert, bei dem sie den Zusammenbruch hatten, haben sie dasselbe Konzert später nochmal dirigiert?

Nein, nie wieder, nein. Das Stück ist mir nicht begegnet, ich bin dem nicht ausgewichen. Dass ich etwa gesagt hätte, die 9. nie wieder, nein. Aber, das muss ich ehrlich sagen, die Karriere kriegte solch einen Knick, dass ich seitdem nur noch ganz, ganz wenig dirigiere. Und das ist auch richtig: Ich bin jetzt 78 Jahre alt, da muss man auch mal die jungen ranlassen. Es gibt so viele Beispiele von alten Dirigenten, die eigentlich gar nicht mehr können, und man ist verloren und verzweifelt, weil man nichts mehr erkennt. Da gibt es sehr viele Beispiele, kann ich ihnen alle herbeten. Das möchte ich nicht.

Es war schon so, dass die Veranstalter gesagt haben: Lieber nicht, wir wollen dich nicht überanstrengen und wir wollen nicht, dass es nochmal passiert. Wer weiß, er ist nicht ganz gesund. Das stimmt nicht, ich bin kerngesund. Es geht mir sehr, sehr gut seitdem. Aber Angebote sind nicht mehr. Ich musste viel absagen, Wiener Staatsoper, Parsifal mit Domingo, Japan, und Leipzig war ne ganze Opernproduktion. Ich hab sehr viel absagen müssen, um das Erlebnis auch erstmal medizinisch zu überwinden. Die Ärzte mussten ja ihren Konsens geben und das Dirigieren erlauben oder nicht. Aber es war ein großer Karriereknick, wie man sagt.

Aber das ist gar nicht wichtig, Karriere ist seither gar nicht mehr wichtig. Auch Erfolg und alles, viele machen ihr Leben lang Musik, um Erfolg zu haben. Das ist nicht der Sinn der Musik. Musik hat ihren Sinn in sich, macht einfach Spaß, mehr ist das nicht. Das heißt ist schon mehr, aber Erfolg und Karriere, das sind Dinge, die fallen

von einem ab, wenn man ein solches Erlebnis hatte.

Haben sie aber das Musikstück nochmal wieder gehört?

Ja, meine Frau und ich haben uns das angetan. Wir wollen nicht, dass unsere Kinder das sehen. Diesen Film gibt es, den die ARD, oder wars das ZDF... es war MDR. Den Film gibt es, und wir haben glaub ich per Anwalt verboten, dass der Umfall gesendet wird. Und neulich war mal ein Film über mich, über Hospizarbeit und so, und da sah ich mich selbst umfallen. Die haben also mit mehreren Kameras das Konzert und das Orchester gefilmt, den ganzen Abend, und dann haben sie gemerkt, jetzt passiert was, und dann haben sie die mittlere Kamera, die aus dem Mittelgang fotografierte, die haben sie laufen lassen.

Und sie haben, sie dürfen es nicht senden, aber sie haben genau den Moment gesendet, wo ich noch dirigiere, und dann springen die Musiker auf und versuchen mir zu helfen, und ich bin weg. Man kann sie also nicht belangen. Und da haben meine Frau und ich gesagt, sagt mal, gibt es vielleicht auch die ganze Sinfonie, als Film. Ja, es gibt sie, wir haben sie auf dem Fernseher angeguckt, wir haben eine Kopie. Darf aber nicht gesendet werden. Die haben wir angeguckt, und war natürlich ein sehr, sehr merkwürdiges Erlebnis. Zu wissen, da fängt jetzt der erste Satz an, der zweite, der dritte, der vierte, und zu wissen, der kippt irgendwann um. Aber taufrisch, total präsent und munter, und guter Laune. Nichts gemerkt, aber dann...

Das möchte ich nicht, dass meine Kinder das sehen, dann fangen die an zu heulen, das wollen wir vermeiden. Das ist das einzige Mal, dass ich das Stück wieder gehört habe. Ich höre komischerweise wenig Musik, dadurch, dass ich selbst welche komponiere. Wenn man selbst kreativ ist, dann braucht man nicht soviel zu gucken, was die anderen machen. Früher musste ich das ja, aber das wird immer weniger, brauch ich nicht mehr. Aber ich denke den ganzen Tag nichts anderes als Musik.

Glauben sie, jemand der beruflich nichts mit Musik zu tun hat, würde nach einem solchen Vorfall in einer solchen Situation das alles anders sehen?

Das hat mit Musik ja gar nichts zu tun. Ich glaube, dass man alles anders sieht. Es gibt ja auch diese zigtausende von Statements, dass man nach diesem Erlebnis alles anders sieht. Sich selbst, die anderen, die Welt, Geburt und Tod. Alles sieht man anders, es ist eigentlich nichts wie vorher, und das finde ich sehr, sehr bemerkenswert. Man ändert auch sein Leben. Ich habe dann eben angefangen, mich ausbilden zu lassen als Hospizarbeiter, und mache das jeden Tag, bis auf das Wochenende. Also via Ehrenamt, ohne Bezahlung. Glaube nicht, dass wer das erlebt hat, so weiterlebt wie vorher. Man ist eben nachdenklicher geworden. Es sind auch Dinge aufgegangen, Zusammenhänge. Wichtig, unwichtig, völlig neue Bewertung, Gewichtung. Das ist schon so, denke ich.

Dass sie mit der Hospizarbeit angefangen haben, war also auf dieses Ereignis hin?

Ja, jein. Ich hatte immer das Verlangen, den übertriebenen Egoismus des Dirigenten, der zum Beruf gehört, zum Berufsbild Dirigent, der muss egoistisch sein, diesen übertriebenen Egoismus auszugleichen, durch einen Dienst. Wusste aber noch nicht genau wie und ob ich das zeitlich überhaupt kann bei diesem schweren Beruf. Und dann plötzlich war es mir klar: Das machst du. Du hilfst den ärmsten der Armen, die ja nichts mehr haben. Keine Hoffnung, keine Zukunft, keinen Besitz, gar nichts. Die da nur noch liegen und leiden, die begleitest du, damit sie nicht alleine sind. Das war mein Wunsch, und der wird auch sehr belohnt, weil das ist eine Tätigkeit, die ist genauso schön, wie Musik machen. Das glaubt mir keiner, aber es ist so. Es ist nicht deprimierend, überhaupt nicht. Man muss nur den Mut haben, in das Zimmer reinzugehen. Und dann kommt eine große Ruhe über einen.

Welche Geräusch würden sie als erstes mit ihrer Arbeit im Hospiz in Verbindung bringen?

Geräusch, gar keins. Man kommt rein, dann spricht man mit den Pflegern oder Schwestern, ob es grade passt, wie es ihm geht oder ihnen geht, ich habe da mehrere, die ich da begleite. Dann geht man rein. Wenn ein Gespräch möglich ist, dann nimmt man sich tüchtig viel Zeit für gute Gespräche, aber man spricht auch über Banalitäten, über Fußball und sowas auch. Aber man kommt sehr bald immer, mit den Sterbenden kommt man sehr

bald zu den wesentlichen Dingen. Kriegserlebnisse, von den jetzt Hundertjährigen oder Neunzigjährigen. Persönliche Dinge, die nochmal gesagt werden sollen und so. Vieles, das in der Familie nicht mehr möglich ist, weil alle berufstätig sind und auch die Alten nicht mehr besuchen. Deswegen sind wir da als ehrenamtliche wichtig, als Gesprächspartner. Also, ganz verschieden. Sehr oft wird gar kein Wort gesagt, ich bin einfach still und bin da. Und wenn er die Augen aufschlägt, bin ich immer noch da. Das ist wichtig. Zu wissen, ich bin nicht allein. Also Geräusche, auch Musik, spielt gar keine Rolle. Es gibt aber Kollegen, Kolleginnen, sind alles Frauen in unserer Gruppe, Kolleginnen, die Musik, am Sterbebett Musik machen, mit einer Flöte, oder singen. Mach ich nicht. Schweigen. Miteinander schweigen ist was sehr, sehr starkes.

Wenn sie Sterbende begleiten, gibt es da ein typisches letztes Geräusch?

Oh ja, das ist der letzte Atemzug. Also man denkt ja oft, jetzt isser schon tot, und dann kommt noch ein Atemzug, das ist das einzige. Sonst ist ja Ruhe, ist ja auch in so nem guten Haus wie das Sophienhaus, eine große Stille verarbeitet sich, und man ist vorsichtig mit Geräuschen, man ruft nicht laut auf dem Flur. Es ist eine große wunderbare Stille um das Zimmer herum. Geräusch, spielt keine Rolle. Es sei denn, das Radio oder der Fernseher läuft, das mach ich immer gleich aus. Die Ruhe braucht man. So ein Fernseher, der da sinnlos vor sich hinbrabbelt, das geht einfach nicht. Geräusche sind nicht wichtig, aber man sollte sie auch vermeiden. Stille.

Gibt es eine Vorstellung, was sie gerne als letzte hören würden?

Musik? Nein, nee. Ich hab soviel Musik gemacht und gehört, also dirigiert 64 Jahre lang, mit 14 mein erstes Konzert dirigiert. Nein, kein Wunsch. Ich kenne es alles, und liebe es alles, und diese Liebe habe ich ein Leben lang ausgelebt. Nein. Vielleicht, dass ich noch was hinschreiben möchte an Musik, aber ich glaube nicht. Das schreibe ich mir jetzt tüchtig vom Leibe, und von der Seele, wenn sie so wollen. Irgendwann, wenn es dann wirklich zur letzten Krankheit und zum Sterben kommt, dann möchte man auch nicht mehr produktiv sein, nicht mehr kreativ sein. Kreativität ist etwas so vitalisierendes, dass ich mich beim Komponieren total jung fühle. Ich mache etwas ganz Taufrisches Neues, das es vorher nicht gab, das ist ein wahnsinniges Gefühl. Da vergesse ich total, dass ich alt bin. Aber ich glaube, wenns dann wirklich ernst wird, spielt das keine Rolle mehr. Da kann man gar nicht mehr kreativ sein, man ist mehr meditativ, man kehrt in sich zurück.

Hat sich die Musik, die sie komponieren, geändert, seit sie den Umfall hatten?

Nein. Ehrlich gesagt hatte ich ja eine riesige Pause gemacht, mit...mal überlegen, mit 24 hab ich aufgehört, Pause gemacht, nichts geschrieben. Mal nen spaßigen Kanon für die Familie, aber sonst nichts. Und dann jetzt, ja so vor drei oder vier Jahren, da hab ich drunter gelitten, dass ich keine Musik mehr machte, keine Dirigiertermine mehr hatte, das war sehr, sehr schwer, da hab ich gelitten wie ein Hund. Da hab ich mir gedacht, du hast es gelernt,

viele Jahre, über 200 Kompositionen als junger Mensch schon, die lagen auch alle da, im Ordner. Ich hab mir gedacht, du hast es gelernt, tu es! Fang an, los! Hab erst für meine Kinder was geschrieben. Dann für Chöre, für Orchester, dann kamen die ersten Aufträge. Und jetzt schreib ich eine Oper, möchte ich gerne noch fertig machen. Also... was war ihre Frage gewesen, hab ich jetzt vergessen.

Hat sich die komponierte Musik nach dem Unfall verändert?

Nein, ich hab ja überhaupt erst nach dem Unfall wieder angefangen zu komponieren. Als Ersatz für das Dirigieren, und es ist schöner als das Dirigieren. Es ist nicht so anstrengend, man hat nicht mit Materie zu kämpfen, mit Leuten, denen es nicht gutgeht oder die keine Lust haben oder besonders eifrig sind. Man muss sich um nichts mehr kümmern, man muss nur lauschen, was klingt da innen, und schreibt es hin. Und prüft es, ob es gut genug ist. Nein, nein, das hat damit nichts zu tun. Es kann sein, dass die Kreativität freigesetzt wurde durch dieses Erlebnis, noch mehr herausgefordert wurde. Vielleicht, ich fantasieiere jetzt ein bißchen, vor dem Unfall könntest du komponieren, wenn du wölltest. Nach dem Unfall, musst du komponieren. Tu es. Mach es einfach. Und der Erfolg gibt mir recht. Also die Stücke, die bisher gesungen und gespielt wurden, öffentlich, die haben große, große Resonanz gefunden. Aber ich mach keine sogenannte moderne Musik, das kann man alles singen und spielen als Mensch. Es muss Spaß machen, muss Freude machen.

Dirigieren sie überhaupt noch?

Eigene Sachen ja, und jetzt noch ein großes Konzert, am 22. Mai, Richard Wagners 200ster Geburtstag. Und da habe ich die Ehre, meine Staatskapelle, ich sag immer noch meine, Staatskapelle Weimar zu dirigieren. Und das ist eine große Freude. Den ganzen Abend nur Wagner. Freu ich mich drauf.

Trainiere, sowieso, Muskeltraining, Kieser-Training, man muss den Körper trainieren, sonst schafft man das nicht mehr. Aber, mal sehen. Sonst wird es Termine geben, von eigenen Stücken, die ich aufführen kann, möchte, aber auch das muss nicht sein, wenn das jemand anderes dirigieren kann, ist mir das recht.

Das Dirigieren ist wirklich ein unglaubliches Kapitel in meinem Leben, aber es ist abgeschlossen. Ich kann es noch, ich mach es auch noch, es macht mir riesigen Spaß, aber ich bin gänzlich anders als vorher, viel sparsamer. Ich sage eigentlich gar nichts mehr zum Orchester, wir verstehen uns sowieso, braucht man nicht. Und ich probe viel kürzer als früher, ziehe mich schneller zurück. Zwei Stunden, mehr muss nicht. Viel knapper, also ich geb nur die Hinweise, wo sie es nötig haben, wo sie Hilfe brauchen. Der Rest geht von alleine.

Dirigenten nehmen sich alle zu wichtig. Alle. Machen ein Wahnsinnsballett. Das hat mit der Sache nichts zu tun, das ist alles nicht nötig. Aber es ist schon anders. Das wird ja auch von vielen alten Dirigenten gesagt, Gustav Maler war ja ganz wild vor seiner Herzdiagnose, und nachher ganz, ganz knapp. Und die meisten alten Dirigenten sind sehr knapp. Die bewegen sich kaum. Mit den

Augen, ja, den Ohren, zuhören, ja, aber das Fuchteln, nicht wichtig.

Interview mit Sabine Mehne

Anmerkung: Sabine Mehne fängt von sich aus an zu reden.

Boah, das geht ja echt in einen rein, das ist total der Hammer. Und das tut wirklich wieder diese Sehnsucht hochholen, jedenfalls für mich. Das ist beim Nahtoderlebnis das Tiefgreifendste. Dass diese Sehnsucht einfach immer in einem lebt, und jeden Tag man von dieser Sehnsucht auch wieder Abschied nehmen muss.

Und wenn ich hier jetzt sitze und diesen Stein zum Klingen bringe, und ich auch diese Vibration spüre, die sich dann auf mich überträgt, oder wo dann quasi wir beide zusammen schwingen. Das ist ein unglaubliches Erlebnis, weil dieser Stein ist ja eigentlich die pure Materie, was ganz irdisches. Und das, was ich erlebt habe, ist ja was ganz transzedentes, etwas weit weg aus einer anderen Welt. Und trotzdem, wenn ich hier sitze, und diese Stein zum Schwingen bringe, scheint sich hier etwas zu ergänzen, scheint in mir etwas lebendig zu werden, was diesem Erlebnis, oder diesem Klang, den ich eben auch hören durfte, irgendwie nahe kommt. Das hat nichts damit zu tun, mit einem schönen Konzert, oder einer Melodie, sondern für mich ist es einfach diese Schwingung, dieser Klang, der mich an dieses Erlebnis erinnert, und eben damit auch ein Stück der Klang des Todes ist.

In der Situation, wo ich es erlebt habe, war mir klar, dass ich sterben werde. Dass ich von diesem Körper, den ich verlassen habe, Abschied nehme, und den auch gar nicht mehr brauche. Die leibliche Hülle, die wir alle denken, dass sie für das Leben so wichtig ist,

und die natürlich auch fürs Leben wichtig ist, war in dem Moment des Erlebens völlig unwichtig. Ich bin eben ausgestiegen, hab sie verlassen, über den Kopf bin ich raus, da oben, und hab von oben geschaut. Wusste auch, das ist meine Hülle, das ist mein Körper.

Aber ich brauche ihn gar nicht mehr. Ich bin in eine neue Dimension eingetaucht, die ich nie und nimmer auch nur im entferntesten geahnt hätte. Ganz plötzlich bin ich eben eingestiegen in dieses Körperlose, und hab dann eben in dieses Licht auch schauen dürfen, beziehungsweise das Licht hat mich eben geholt. Das Licht hat mich aufgenommen, ich bin quasi verschmolzen mit diesem Licht. Bin eins geworden mit dieser anderen Dimension, mit diesem Licht, und hatte das sichere Wissen, mir kann nichts passieren, ich bin umhüllt von dieser bedingungslosen Liebe, ich kann in dieser Form weiterleben. Was auch immer es heißen mag.

Vor etwa einem Jahr hab ich hier in diesem Schloß Freudenberg ein Seminar gemacht mit diesen Klangsteinen. Ich hatte Herrn Prof. Fessmann kontaktiert, weil mich das über eine Fernsehsendung, die ich gesehen habe, interessiert hat, und ich wollte diese Teile mal selbst spielen. Und hier hatte ich vor etwa einem Jahr die Möglichkeit.

Während des Spiels ist etwas seltsames mit mir passiert, weil diese Geräusche, die ich aus diesen Steinen herausgeholt habe oder die ich diesen Steinen entlockt habe, haben mich im Inneren total verzaubert, weil sie mich an die Töne im weitesten erinnern haben, die ich damals bei meiner Nahtod-Erfahrung hören konnte. Und das überwältigende war für mich, dass hier diese Töne und

Schwingungen, die zwischen dem Stein und mir entstanden sind, mich so verzaubert haben und tief an dieses Erlebnis erinnert haben, dass ich vor Freude fast geheult hätte. Beziehungsweise meine Sehnsucht, diese riesige Sehnsucht, die ich immer wieder verspüre, dieses Licht und dieses Erlebnis im Alltag für mich nahe haben zu dürfen, hat mich fast überwältigt.

Was mich besonders fasziniert hat, war eben auch die Tatsache, dass ich es hier mit einem Stein zu tun habe, der für mich eben die nackte Materie darstellt, und eben das Erleben in diesem Zustand, den ich als mein Sterben bezeichne, etwas hatte, was gar nicht mehr mit Materie im üblichen Sinne zu tun hatte. Sondern eben etwas mit einem transzendenten Raum, etwas, was es auf der Erde gar nirgends gibt. Umso erstaunter war ich, dass ausgerechnet ein Stein in mir wieder diese Stimmung aufgebracht hat. Jetzt will ich mal versuchen, was passiert, wenn ich ihn heute zum Schwingen bringe.

Woah, das ist richtig Arbeit. Das geht auch durch und durch. Ich finde das faszinierend, die Töne, die ich jetzt erzeuge, sind ein bißchen tiefer als das, woran ich mich erinnere und was ich gehört habe. Aber das liegt daran, dass ich im Moment einfach nur das aus dem Stein heraus holen kann, was eben gerade zwischen uns möglich ist. Das ist richtig anstrengend. Aber es hat auch was total faszinierendes und für mich fast was mystisches. Macht mich sehr glücklich.

Aber es holt natürlich auch wieder Erinnerungen und alte Gefühle hoch, die eben mit dieser Situation immer wieder in mir lebendig werden, und mein Leben heute bestimmen. Boah, jetzt mach mal Pause...

Anmerkung: Es findet eine kurze Pause statt. Sabine Mehne sammelt sich wieder.

Soll ich das nochmal sagen. Dass es mich überrascht, dass es mich so tief ergreift, diesen Stein zum Schwingen zu bringen. Aber ich meine, das Thema war eben für mich, es ging ja nicht nur darum, eben eine Nahtod-Erfahrung zu machen, sondern mein Thema war ja damals, dass ich mich auf dem Weg zum Sterben befunden habe, dass ich so krank war, dass ich von meinem Leben Abschied genommen habe, mich verabschiedet hatte und wie ich dann eben dieses Erlebnis hatte und für mich dann auch klar war, jetzt bin ich auf dem Weg, so fühlt sich für mich Sterben an.

Wenn man mit solchen Erlebnissen dann gehen darf und sterben kann, und die dann auch noch so schön klingen, wie es bei mir halt war, das ist das größte, was man erleben kann, und deswegen habe ich eben auch keine Angst mehr vor dem Tod. Für mich ist der Tod, das Sterben, einfach nur ein Wechsel, von einem Seinszustand in einen anderen, von einem Bewusstseinszustand in einen anderen, und ich gehe heute soweit, diese Trennung von hier und im Jenseits, also hier und dort, die gibt es für mich eigentlich gar nicht mehr. Für mich gibt es nur, dass alles eben in einem ist. Egal ob ich lebe, egal ob

ich tot bin, es gehört alles zusammen und es ist alles eins. Es gibt für mich die Trennung nicht mehr. Ist ein bißchen schwer zu erklären, aber für mich ist es so.

Was ist überhaupt passiert damals?

In meinem Fall war es eben so, dass ich Anfang Mai krank wurde. Eine sehr, sehr schwere Grippe, so eine Grippe hatte ich noch nie in meinem Leben, und dass ich mich von dieser Grippe nicht erholt habe. Und das seltsame war für mich, dass ich eine Vorahnung hatte. Ich bin nachts aufgewacht und plötzlich hatte ich so eine Eingebung und ich wusste, diese Krankheit hat den Tod im Gepäck.

Es war ziemlich beängstigend, weil wir hatten, mein Mann und ich, wir hatten drei kleine Kinder, und unser kleinstes Kind war grade mal anderthalb, und ich hab dann schon große Angst gehabt. Ich hab mich aber nicht getraut, was zu sagen, weil ich wollte auch nicht als Hypochonder abgestempelt werden.

Mein Arzt, den ich damals aufgesucht habe, der sagte eben, es wird schon wieder. Und es wurde eben nicht wieder, ich hab einfach keine Kraft mehr gehabt, wurde dünner, hatte Nachtschweiß, ich hab sogar so Hautblutungen bekommen. Heute weiß ich, dass solche Zeichen eines Körpers massive Krankheitssymptome sind, aber mein Arzt hat das offensichtlich nicht so gesehen.

Kurz und gut, ich hab dann eben abgewartet und hab diese Vorahnung eben so ein bißchen versucht zu verdrängen, aber die hatte mich ganz schön im Griff. Und nach vier Wochen, nachdem es

mir nicht besser ging, hab ich eben zu diesem Arzt gesagt, also ich kann jetzt nicht mehr abwarten. Ich war damals auch selbstständig, ich muss wieder arbeiten können, irgendwas muss jetzt passieren. Dann hat der mich zu einem Facharzt überwiesen. Der wollte dann, dass ich sofort ins Krankenhaus gehe, der wollte mich nichtmal mehr nach Hause lassen. Er hat mir nicht verraten, warum.

Wie ich dann im Krankenhaus angekommen bin, haben alle plötzlich ganz besorgt getan. Später hab ich dann erfahren, die haben gedacht, dass ich ne Herzklappenentzündung habe und jederzeit eben umfallen könnte. Das haben sie mir aber nicht verraten. Dann wurde ich eben operiert, man hat mir hier oben Lymphknoten entfernt, die waren alle sehr geschwollen, um die Diagnose dann zu erstellen.

Da ist dann zum ersten Mal das Wort Krebs gefallen und meine Alarmglocken sind angegangen. Trotz allem haben alle sich sehr bedeckt gehalten, keiner wollte mich beunruhigen. Ich war damals 38, jeder wollte noch Hoffnung verstreuen, aber ich in mir wusste natürlich, upps, das hört sich schon gefährlich an. Und, ja, man konnte damals keine eindeutige Diagnose stellen. Ich wurde mit hohen Dosen Cortison behandelt, nach Hause geschickt, es ging mir auch wieder etwas besser und wir durften sogar im Sommer noch in den Urlaub fahren.

In diesem Urlaub hab ich dann das Buch von Elisabeth Kübler-Ross gelesen, "Kinder und Tod". Also ich hatte irgendwie das innere Bedürfnis, mich mit dem Tod zu beschäftigen, obwohl draußen die Sonne schien und ich meinen Kindern und meiner Familie den Eindruck gab, es ginge alles gut. Aber innen drin arbeitete alles

weiter. Ich hab mich dann mit dieser Unbeschwertheit, mit der Kinder sich mit dem Tod beschäftigen, beschäftigt, das hat mich total beruhigt.

Und nach dem Urlaub im Herbst ging es mir dann wieder sehr schlecht, ich hatte plötzlich wahnsinnige Schmerzen, Bauchschmerzen, also die waren wirklich so überdimensional stark, ich dachte, das ist so wie Kinderkriegen. Die haben eine sehr große Angst in mir ausgelöst, so dass ich wieder in die Klinik bin. Und dann ging eben in der Klinik wieder das Rätselraten los, was hat die Frau, wir können es nicht wissen. Es gab dann ein paar Diagnosen, es gab dann Komplikationen, zum Beispiel hatte ich eine Blasen- und Darmlähmung entwickelt, und während einer Untersuchung, um diesem ganzen Desaster auf die Sprünge zu helfen, hatte ich dann diese Nahtod-Erfahrung.

Aber ich muss dazu noch sagen, dass ich, dadurch dass es mir immer schlechter ging und keiner wusste, was mit mir ist, und diese 24 Stunden in einem Krankenhausbett und nicht schlafen können, mich dann einfach wirklich in einen Bereich gebracht haben, wo ich innerlich wusste, dass wenn die hier nix finden, dann war es das.

Ich kann das nicht rational erklären, es war einfach so. Ich hab in meinem Innersten wirklich mit meinem Leben abgeschlossen. Deswegen verwundert es mich auch nicht, dass ich dann bei dieser Untersuchung, es war schon ein sehr bedrohlicher Zustand, hatte hohes Fieber, hatte große Schmerzen über Tage, war gar nicht mehr ich selbst. Dass es dann eben Peng gemacht hat und ich bin eben hier oben aus meinem Kopf wirklich von jetzt auf gleich ausgestiegen und fand mich über mir schwebend wieder. In diesem Zustand hatte

ich dann keine Schmerzen mehr, das war eine riesige Erleichterung, ich war auch völlig schmerzfrei. Woah, endlich, dachte ich. Und ich hab eben meinen Körper verlassen. Der lag da auf diesem Untersuchungstisch, wie so, huh, eine Jacke, die man nicht mehr braucht, wie eine Tüte, die am Boden liegt und vom Wind weg geweht wird. Es war mir völlig Wurscht.

Das mag einen erschrecken, aber das war für mich überhaupt nicht erschreckend. Also ich bin dann eingetaucht in eine Dimension, für die es keine Worte gibt. Ja, die kann man echt nicht beschreiben, aber ich versuche es halt trotzdem. Ich bin quasi in die Glückseligkeit eingetaucht, in dieses wunderschöne Licht. Es hat mich geholt, oder ich bin da rein geschossen, ich weiß es gar nicht, wie ich es sagen soll.

Es war beides, ein Holen und ein Reingehen, jedenfalls war völlig klar, in diesem Licht geht es mir nur gut, da kann passieren, was will. Ich lebe in einer Form, ich lebe, obwohl ich keinen Körper habe. Ich hatte in diesem Zustand dieses Gefühl, ich verstehe die ganze Welt, ich verstehe das ganze Universum, ich verstehe alles. Ich hätte es mit jedem Quantenphysiker aufgenommen, aber jetzt heute wieder im Körper kann ich es leider nicht mehr so erzählen. Ich wusste einfach in diesem Zustand, wie alles funktioniert. Ich hab mich aufgelöst, ich bin verschmolzen mit diesem Licht, und hab eben diese Freiheit, diese Liebe, bedingungslose Liebe, etwas gefühlt, etwas erfahren, was ich auf der Erde niemals in meinem Leben jemals erlebt habe.

Diese Liebe war weit mehr. Und ich hab eben auch Klänge gehört. Es war keine Musik, es waren einfach Klänge, eine Schwingung, etwas, was mich zu dem Licht dazu verzaubert hat

und aufgenommen hat. Es war einfach so wunderschön. Sphärische Klänge, aber was sind schon sphärische Klänge, es ist so schwer, es in Worte zu fassen.

Was auch noch sehr bedeutungsvoll ist, das passt jetzt nicht unbedingt zum Thema Klang, aber war eben dieser sehr dramatische Lebensrückblick, also das mein ganzes Leben an mir vorbeigezogen ist. So schnell kann kein Mensch denken, also diese Massen an Bildern, diese Information in dieser Kürze der Zeit, denn das Erlebnis hat eigentlich nur ganz kurz gedauert. So schnell kann kein Gehirn denken, deswegen bin ich heute in der festen Überzeugung, das muss wirklich eine Dimension sein, die wirklich mit meinem Gehirn und meinem Körper nichts mehr zu tun hat.

Also in Windeseile konnte ich alle meine Situationen meines Lebens nicht nur sehen, sondern ich konnte auch alles, was dazu gehört, empfinden und fühlen. Das heißt, ich konnte die Gefühle auch von den anderen, die in den jeweiligen Situationen eine Rolle gespielt haben, empfinden. Das ist unvorstellbar, das Irre für mich war, in keinem Leben gibt es immer nur schöne Situationen, es gibt auch schlimmes, schmerzhaftes, erschreckendes, aber in dem Moment, wo ich all dem nochmal gegenüber stand, konnte ich verstehen, warum es nur so sein konnte und nicht anders. Und das irre war für mich, dass es quasi wie zu einer Art Versöhnung gekommen ist. Also dieses Licht hat auch alles Schlimme, was in jedem Leben so vorkommt, aufgenommen, und hat es quasi in Licht mitverwandelt.

Das ist für mich auch so ein Punkt, wenn, ich stell mir vor, wenn ich wirklich sterbe, dass ich so etwas wiedererlebe, vielleicht sogar

viel, viel schöner. Dass ich dann an einen Punkt komme, wo ich denke, ich bin mit allem in meinem Leben versöhnt, jetzt kann ich gut gehen. Das war sehr, sehr eingreifend, oder ergreifend für mich. Und hat eben auch dazu geführt, dass ich wirklich keine Angst mehr vor dem Tod habe.

Was war laut den Ärzten ihr Zustand in dem Moment?

Das hab ich alles gar nicht mitgekriegt in dem Moment, das kann ich nur im Rückblick dann jetzt erklären, also die Diagnose war bei dieser Untersuchung, ich hab eine Blasenlähmung und eine Darmlähmung. Man hat eben, wie die Untersuchung vorbei war und ich wieder in meinem Körper war, ich hab dann eben einen Katheter bekommen. Ich war eben so fertig danach, weil ich auch so hohes Fieber hatte, ich hab erstmal eine Spritze bekommen, das sich schlafen konnte. Es ging gar nichts mehr. Ich erinnere mich auch an nichts mehr.

Das war kein Herzstillstand, nein, nein. Aber ich meine, ich weiß nicht, was passiert wäre, wenn meine Blase geplatzt wäre. Das wäre sicher sehr, sehr gefährlich gewesen. Und so, wie ich außerkörperlich die Ärzte gehört und gesehen habe, muss meine Blase wirklich riesig groß gewesen sein, bis zum Anschlag gefüllt, die waren schon in großer Sorge.

Es gab also keinen Zeitpunkt, wo man sagen kann, sie waren klinisch tot?

Nein. In meinem Fall war das nicht so. Also, deswegen habe ich das ja auch vorher erzählt. Das war ein Prozess, ich war jetzt nicht klinisch tot, wie das eben gerne gehört wird im Zusammenhang mit Nahtod-Erfahrung, ich hatte ja auch keinen Herzstillstand. Sondern ich war in einem Zustand, der sehr bedrohlich war und ich war schwerst krank. Und ich war auch, später dann, wurde ich auch auf Morphinum eingestellt und ich wurde auch künstlich ernährt, weil man wusste nicht, was hat sie. Aber mir ging es eben von Tag zu Tag schlechter.

Was war das Letzte, das sie gehört haben?

Das letzte Geräusch war einfach nur mein fürchterliches Stöhnen und Jammern und vor Schmerzen nicht mehr ein und aus wissen. Die Geräusche, des... ja, wo man wirklich nur noch, ich hab ja gesagt, die Schmerzen kamen mir so vor, wie wenn ich Kinder im Akkord gebäre. Und wenn man Kinder gebärt, dann schreit man eben auch. Und ich kann mir vorstellen, dass viele Menschen, die so sterben müssen, ganz laut schreien. Ich hab auch nachts oft die Menschen schreien hören. Das war furchtbar, ich lag da auf der internistischen Station. An diese Geräusche erinnere ich mich noch sehr gut. Dieses verzweifelte Schreien der alten Menschen. Ich denke, das waren auch Menschen, die auf dem Weg waren, zu gehen.

Hat sich ihre Wahrnehmung seither geändert?

Ja, das ist wirklich sehr krass. Ich bin unglaublich feinhörig geworden, feinfühlig. Ich habe mittlerweile einen Gehörschutz, der mir individuell angepasst wurde, wo mir die Geräusche der Welt weggefiltert werden, weil die sind so grässlich, finde ich, dass ich es manchmal überhaupt nicht aushalte. Also ich würde mich auch als Mensch beschreiben, der quasi wie so ne Antenne ist, die manchmal alle Sender empfangen kann. Es gibt Tage, wo ich es nicht schaffe, mich in einen Zustand zu bringen, dass ich das einfach wegfiltern kann. Mein Gehirn, mein Körper ist permanent immer online. Was manchmal richtig schrecklich ist.

Also ich hab Zuhase nen Gehörschutz, den man im Baumarkt bekommt, schade dass wir den nicht mitgenommen haben. Den trage ich zum Beispiel beim Staubsaugen, um dieses grässliche Geräusch einer Dunsabzugshaube, oder Rasenmäherattacken der Nachbarn... da schütze ich mich eben, indem ich eben einfach hier zumache. Und das ist wirklich nicht witzig, wenn man so empfindlich geworden ist.

Ob es jetzt nur durch die Nahtod-Erfahrung gekommen ist oder einfach nur durch meine schwere Krankheit, schwer zu erklären. Aber ich hab mich mit Wissenschaftlern ausgetauscht und die haben mir schon gesagt, dass ein so tiefgreifendes Nahtoderlebnis eine grundlegende Transformation des Menschen macht und eben die Sinneswahrnehmungen oft danach sehr viel feiner sind als vorher.

Und ich finds manchmal erschreckend, wie laut unsere Welt ist. Wenn ich zum Beispiel sterben müsste, dann würde ich 's gerne still

haben. Geräusche in einer Klinik sind furchtbar. Das ist viel zu laut. Für Leute, die sterben müssen, ist das grässlich.

Was sagen die Angehörigen, wenn sie von dieser Sehnsucht hören?

Die Frage ist gut. Also, die Angehörigen, am Anfang hab ich mich gar nicht getraut, davon zu reden. Und die Angehörigen haben einfach wahnsinnige Angst, meine Angehörigen, wahnsinnige Angst, wenn ich davon erzählte, weil sie das halt automatisch mit einer Art Todessehnsucht verknüpft haben. Also die haben gedacht, ich will gar nicht leben. Ich will wieder dahin zurück und ich will wieder sterben. Aber das stimmt nicht.

Mein Leben, also ich bin viel, mit meinem Leben heute gehe ich ganz anders um. Ich hege es als den kostbarsten Schatz, den ich überhaupt habe, und trotzdem habe ich halt immer wieder schon auch diese Sehnsucht, weil es einfach so unbeschreiblich schön war. Und, ich hab halt keine Angst mehr vor dem Tod, also der Tod ist für mich zwar etwas Großes, etwas, ein Mysterium nach wie vor. Ich will jetzt nicht sagen, dass ich den Tod kenne, aber... eigentlich ist Sterben genauso, wie durch eine Tür zu gehen. Es ist eigentlich, für mich, das selbstverständlich Einfachste von der Welt.

Aber auch, wenn Sterben sehr weh tut und sehr qualvoll sein kann, das ist keine Frage. Bis man dann wirklich sterben kann, durchläuft man eben bestimmte Phasen des Lebens, die sehr qualvoll sein können. Aber wer sagt denn, dass das Leben immer nur schön ist. Aber dann erlöst zu werden und zu wissen, dass man eben wieder in dieses Licht eintauchen kann, wovon ich überzeugt bin,

das ist eine wahnsinnig große Beruhigung, keine Angst zu haben.

Würden sie gerne noch etwas sagen?

Also vielleicht, mich hat ja besonders, bei deinem Projekt mitzumachen, hat mich fasziniert, die Fragestellung, wie klingt der Tod. So etwas hab ich selber noch gar nicht gedacht, aber in dem Moment, wo ich das von dir gehört hab oder gelesen hab, da is in mir wie etwas angeklickt worden.

Das hat mich fasziniert, auch eben jetzt auch hier mitzumachen. Ich glaube, dass, also wenn wir von klang sprechen, dann denken wir ja immer an ein Geräusch oder eine Melodie oder an einen Ton, aber für mich ist die Stille auch etwas, was klingt. Das ist glaub ich paradox und völlig verrückt, aber für mich ist es das völlig gar nicht. Die Stille ist für mich... wie soll ich das erklären... es ist nicht die Abwesenheit von den Tönen, sondern die Stille ist für mich die Vervollkommnung, oder ein Zustand, wo alles sein darf, und wo jegliche Bedeutung keine Rolle mehr spielt. Uff.

Ich liebe auch, jetzt nach meinem Nahtodeserlebnis, das Schönste ist für mich, in der Stille zu sein. Ich höre zum Beispiel kaum noch Radio. Weil mir die Geräusche der Welt immer schon reichen. Das ist ganz was verrücktes, aber bei mir ist das einfach so.

Umso mehr war ich überrascht, diesen Klang eben bei diesen Klangsteinen zu finden, das war etwas, was mich selbst völlig überrumpelt und sehr fasziniert hat.

Wenn ich mehr Geld hätte, würd ich mir einen kaufen, die sind wahnsinnig teuer die Dinger, ich glaube 30.000 € kostet einer. Und so ein dicker großer glaub ich sogar noch mehr.

(lachend) Mal sehen, vielleicht dann, wenn unsere Kinder nicht mehr studieren, vielleicht kann ich mir dann diesen Traum erfüllen. Mal schau, wie alles kommt.